



Sprachnachrichten



Die Ausgeschlossenen

Miteinander statt übereinander sprechen – das gilt in der Politik genauso wie bei Grabenkämpfen von Z-Promis, die sich über Instagram passiv-aggressive Botschaften schicken. In Zeiten von Gendersternchen, Doppelpunkt und Co. sind die Fronten an vielen Stellen verhärtet.

In der öffentlichen Wahrnehmung steht der Wunsch nach Darstellung der Gesinnung im Vordergrund.

Wer sich nicht dazu bekennt, offen für alle Hautfarben, Geschlechter und sexuelle Orientierungen zu sein, dem droht die ge-

sellschaftliche Entmündigung. So kommt es, dass viele in blindem, vorseilenden Gehorsam einen Sack Sternchen über ihre Texte auskippen.

Gleichzeitig ist sich die kleine, aber laute Minderheit ihrer Macht bewusst, die sie schon mit einer leisen Androhung von gesellschaftlicher Verbannung hat.

Transsexualität hat es schon immer gegeben – aber noch nie konnte sie so frei gelebt werden wie jetzt. Das ist ein Fortschritt. Dennoch darf nicht übersehen werden: Die Zahl jener, die sich als nicht-binär sehen, ist sehr klein. Seit Januar 2019 gibt es die Mög-

lichkeit, sich als „divers“ eintragen zu lassen; bis September 2020 nutzten dies nur knapp 400 von 80 Mio. Menschen in Deutschland. Knapp 1.200 haben ihr Geschlecht von „männlich“ nach „weiblich“ oder umgekehrt geändert. Die Zahl liegt also im Promillebereich; die Minderheit ist in den Medien jedoch sehr präsent. „False Balance“, falsche Ausgewogenheit, wird dieses Phänomen genannt – eine mediale Verzerrung, die diverse Menschen als häufiger vorkommend darstellt, als sie es tatsächlich sind.

Vergessen werden dabei andere marginalisierte, aber deut-

lich größere Gruppen: Hör- und Sehgeschädigte, Legastheniker, Autisten, Analphabeten. Eine Gruppe gegen eine andere auszuspielen, ist niemals sinnvoll – aber diese Gruppen werden kaum gehört, zu selten als ebenfalls benachteiligt in der ganzen Gender-Diskussion anerkannt. Sie sind zwar größer, aber vielleicht medial nicht exotisch genug.

Hier setzen wir in dieser Ausgabe an. Wir hören zu, wir geben ihnen eine Stimme. Denn auch sie haben ein Recht auf Teilhabe an der Gesellschaft, frei von Barrieren jeglicher Art.

Divers und gendert nicht	Warum Transfeindlichkeit durch Gendern nicht weniger wird	3
Auf dem Rücken der Schwächsten	Gendern als Tortur für Lernbehinderte und Legastheniker	7
Juristen auf Abwegen	Das Saarländische Anwaltsblatt entpuppt sich als sprachwissenschaftlicher Dilettantenstadl	8
Essbare Krötenstühle	Eine Liebeserklärung an das Niederländische von Bastian Sick	12



Virpi Hach

Die Deutschlehrerin aus Lübeck betreibt mit ihrer Freundin Sandra Duran einen erfolgreichen Deutschkurs im Internet.

Seite 14



Peter Sloterdijk

Der Philosoph führt die Cicero-Liste der wichtigsten deutschsprachigen Intellektuellen an und ist eines von 10 VDS-Mitgliedern unter den ersten 500.

Seite 18



April Fowlow

Die Kunststudentin aus Kanada erhielt den WB-Stiftungspreis Wilhelm Busch des Jahres 2021.

Seite 25

Schlagzeile des Jahres: „Katarstimmung beim FC Bayern“

Es ging nicht nur um den Sport bei der Jahreshauptversammlung des FC Bayern Ende November 2021 – im ungewollten Mittelpunkt stand die Unzufriedenheit der Fans, wie die Bayern mit der WM in Katar umgehen. Weil die Bayern-Bosse allerdings versuchten, Kritik im Keim zu ersticken, ging es laut her. Der Podcast „Und nun zum Sport“ der Süddeutschen Zeitung (29.11.2021) betitelte das entsprechende Interview mit „Katarstimmung beim FC Bayern“. Die Jury der „Schlagzeile des Jahres“ wählte diese Überschrift auf den 1. Platz. „Ein Buchstabe – und aus einer unspektakulären Enttäuschung wird eine umfassende Darstellung rund um finanzielle Unterstützung, unschuldige Tote und eine generelle Einstellung zu einer WM, in der es nur um Geld zu gehen scheint, aber nicht um den Sport oder die Fans“, sagt Prof. Walter Krämer, Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache (VDS), „wenn ein Gefühl des Unverständnisses und der Ohnmacht so prägnant dargestellt werden kann, dann zeigt das: Es geht



Die Jury wählte „Katarstimmung beim FC Bayern“ (SZ-Podcast „Und nun zum Sport“ von Christof Kneer, Philipp Selldorf und Jonas Beckenkamp am 29. November 2021) zur Schlagzeile des Jahres.

nicht nur um eine reine Nachricht, sondern auch darum, den Leser bzw. Hörer direkt greifen zu können und ihn für ein hartes, schwieriges Thema zu begeistern.“

Platz 2 ging an „Österreich nach dem Kurz-Schluss“ (Welt am Sonntag, 5.12.2021). Hier gefiel der Jury vor allem die Umdeutung eines bekannten Wortes, das durch eine Trennung eine poli-

tische Brisanz darstellte (Rücktritt des österreichischen Kanzlers Kurz).

Knapp dahinter wählte die Jury die Schlagzeile „Kapitolverbrechen“ (Süddeutsche Zeitung, 8.1.2021). „Der Sturm auf das Kapitol war ein gravierender Angriff auf eine demokratische Wahl“, resümiert Krämer, „ein wortwörtliches Kapitalverbrechen an einem Staat als solchen.“

Den 4. Platz teilen sich „Die Aufschneider“ (Cicero, 19.2.2021) und „Testlos glücklich“ (Augsburger Allgemeine, 23.6.2021) – beides Schlagzeilen, die sich mit dem Thema Corona beschäftigen, das auch 2021 die Medienlandschaft dominiert hat. Und auch Platz 5 reiht sich in die Thematik ein: „Spriztour nach Moskau“ (Stern, 17.4.2021) begleitet einen Mann, der wegen des Impfstoffmangels Anfang 2021 in Deutschland nach Moskau reist, um sich dort impfen zu lassen.

Die Aktion „Schlagzeile des Jahres“ gibt es seit 2010, der erste Sieger war damals „Krieger, denk mal!“ Die Jury besteht in diesem Jahr aus dem Vorsitzenden des Vereins Deutsche Sprache, Prof. Walter Krämer, dem Tübinger Rhetorikprofessor Gerd Ueding, der Germanistin Stephanie Zabel aus der Geschäftsstelle des VDS, dem Journalisten und Schriftsteller Harald Martenstein sowie dem Sprachwissenschaftler Horst Haider Munske.

Die ersten 20 Plätze der eingereichten Schlagzeilen gibt es auf www.vds-ev.de

DER VORSITZENDE MEINT

Liebe Sprachfreunde,

beim Berliner taz-Verlag ist man vor Überraschungen nie sicher. Zuweilen kommen da verblüffende Dinge zustande wie das kürzliche Interview mit dem bekennenden österreichischen Linksphilosophen Robert Pfaller in dem Politmagazin „taz. Futurzwei“. Pfaller ist Professor an der Kunstuniversität Linz, lebt aber in Wien (und liegt in der Cicero-Liste der wirkungsmächtigsten deutschsprachigen Intellektuellen auf Platz 330). Für Sprachfreunde von Interesse ist vor allem sein Buch „Erwachsensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur“ (S. Fischer 2017).

„Sie lehnen ‚Gendersprache‘ ab“, konstatiert taz-Futurzwei. „Ein Binnen-I hier, ein Sternchen da schaden doch nicht?“ – „Finden Sie?“, antwortet Pfaller. „Haben Sie das schon einmal ausprobiert bei einer Formulierung wie ‚der Obmann und sein Stellvertreter‘? Diese Spracheingriffe sind doch durchwegs völlig dilettantisch und lassen sich in den meisten Fällen weder schreiben noch sprechen. Die Einzigen, die an solchen unbeholfenen Sprachverbesserungen wirklich

Interesse haben, sind Vertreterinnen und Vertreter in diversen Gremien, die im Namen von anderen sprechen, aber in Wirklichkeit nur ihre eigenen Pfründe behaupten. Für ein Binnen-I oder ein Sternchen hat sich noch nie irgendjemand etwas kaufen können – außer eben diesen Gremialbonzen. Und -*bonzinnen, korrekterweise.“

Auch im weiteren Verlauf des Interviews lässt der Kollege Pfaller aus Wien an den linken „Gremialbonzen und -*bonzinnen“ kein gutes Haar.

Das hat mich an meine eigene Zeit in Wien erinnert. In dieser

Für ein Binnen-I oder ein Sternchen hat sich noch nie irgendjemand etwas kaufen können

laut einschlägigen Umfragen „lebenswertesten Stadt der Welt“ habe ich in den 1980ern mehrere Jahre gearbeitet und gelebt. Und finde es bis heute unvorstellbar, dass dort etwa, wie in Berlin, ein Politiker, der halbwegs ernstgenommen werden will, von „toten Radfahrenden“ sprechen könnte. Oder gar bei den Wiener Philhar-

monikern die andernorts unerreichte Brillanz der Blasenden und Streichenden betont.

„10 tote Radfahrende 2021 – Anzahl fast halbiert,“ meldet dagegen der vom Berliner Senat alimentierte Allgemeine Deutsche Fahrradclub Berlin.

Allenfalls im lokalen Puffgesetz gibt man in Wien dem Drängen der Genderfreunde nach: In einer neuen Fassung vom 5.2.2022 des Wiener Prostitutionsgesetzes von 2011 ist nun erstmals von „Freiern und Freierinnen“ die Rede. Ansonsten lässt die Sprachkultur der lebenswertesten Stadt der Welt kaum Genderexzesse zu.

Vielleicht nicht ohne Grund hat deshalb dieser Tage erstmals ein Student in Wien und nicht in Berlin seine Universität wegen Genderzwang verklagt. Bei Nichtbeachten droht ein Punktabzug. Dies nimmt der Student der transkulturellen Kommunikation am Zentrum für Translationswissenschaft (ZTW) der Universität Wien nicht hin. Es sei nicht Aufgabe der Universität, durch eine bestimmte Sprachgestaltung zu einer „Veränderung der Welt“ beizutragen, lässt er seinen Anwalt Dr. Gerald Ganzger von der Kanzlei Lansky, Ganzger,



Foto: Jürgen Huhn

Goeth, Frankl und Partner sprechen. In den Leitlinien des Studiengangs wird das Gendern vorgegeben, um eine „gesellschaftliche Veränderung“ und eine „Beeinflussung von feststehenden Normen und Machtverhältnissen“ zu erreichen. Es sei aber nicht hinnehmbar, so Ganzger, dass Studenten ohne gesetzliche Grundlage eine politisierte Sprache nutzen müssten, um keine negativen Studienauswirkungen befürchten zu müssen. „Woanders würde man sowas ‚Erpressung‘ nennen“.

Der VDS unterstützt das Vorgehen des Studenten – finanziell und auch moralisch. Wir halten Sie über den Fortgang auf dem Laufenden.

Ihr gespannt wartender
Vereinsvorsitzender

Walter Krämer

Markus Danne

Wie ein Schlagloch beim Radfahren

An Markus Danne ist vieles unscheinbar: Er machte eine Ausbildung im IT-Bereich, lebt in Bremen ... und hat mit seinen 24 Jahren schon bewiesen, dass er für sich selbst einstehen kann: Ursprünglich als Mann geboren hat er sehr früh festgestellt, dass er nicht-binär ist – 2020 hat er sich im Standesamtsregister als „divers“ eintragen lassen.

Herr Danne, und schon stehe ich hier bei dem Interview vor einem echten Problem: Wie spreche ich Sie an?

Na ja, wir haben ja „er“, „sie“ und „es“ – aber Menschen als Sache zu bezeichnen, klingt ja nicht gut (lacht). Am einfachsten ist es, man geht nach dem Äußeren, also: Sieht jemand eher männlich oder eher weiblich aus? Dieses Schema ist einfach so tief in uns verwurzelt, dass man es nicht einfach abschalten kann. Wenn man mich als „Herr“ anspricht, kann ich immer noch sagen: „Ich bin kein Herr, ich bin Markus Danne“, dann ist die Situation ganz unkompliziert gerettet.

Das heißt: Am besten muss ich mir also erst mal Gedanken machen, bevor ich jemanden auf eine bestimmte Weise anspreche ...

Man kann nachfragen, ja, aber das ist nur die Optimal-Version, die lässt sich im Alltag einfach nicht umsetzen. Es ist die beste Möglichkeit gegenüber nicht-binären Personen, aber nicht die beste, wenn es um die Praktikabilität geht.

Wie nehmen Ihre Kunden Sie wahr?

Momentan sehe ich männlich aus, ich werde also als Mann wahrgenommen; wenn ich meine Haare lang trage, kann man mich schon eher nicht einordnen. Es ist sowieso mein Bestreben, eher androgyn auszusehen, da ich mich so fühle – und ich werde auch noch meinen Vornamen ändern. Da suche ich aber im Moment noch nach etwas, das sowohl im Weiblichen als auch im Männlichen gut klingt. Es ist alles ein Prozess. Ich dachte ja auch lange, dass ich eine Frau im falschen Körper bin. Aber das passte nicht. Erst als die Diskussion um das Dritte Geschlecht aufkam, wurde mir klar: Das ist es, was ich

bin. Seit ein paar Jahren erkenne ich mich als nicht-binär und bin damit sehr zufrieden.

Sie sind in den sozialen Medien sehr aktiv, gehören aber mit Ihren Beiträgen nicht unbedingt zu den Aktivist:innen, die mit ihrer sexuellen Orientierung hausieren gehen. Wie nehmen Sie die Gruppe der Transsexuellen wahr? Die meisten leben einfach ihr normales Leben. Sie machen da keine große Geschichte draus. Sie freuen sich, wenn sie ihren Namen geändert haben, vielleicht eine geschlechtsangleichende Operation gemacht haben und akzeptiert werden. Sie gehen aber nicht offensiv damit um oder sind penibel, wenn man sie versehentlich falsch anspricht.

Bei Twitter und Co. sieht das schon ganz anders aus, viele haben ihre Pronomen präsent in der Profilbeschreibung stehen ...

... das ist durchaus praktisch, denn wenn man jemanden von seinem Profilfoto her nicht zuordnen kann, ist das Pronomen eine gute Hilfestellung ...

... diese Pronomen haben Sie bei sich auch stehen – dennoch ist nicht alles eitel Sonnenschein. Denn Sie sagen sehr deutlich: Ich gendere nicht. Sie müssten aber doch eigentlich auf der anderen Seite stehen ...

Und ich ernte genau dafür oft genug Kritik von Transmensch:innen. Gendern ist in dieser Gruppe ein großes Thema.

Wieso lehnen Sie es für sich ab?

Ich fühle mich dadurch nicht mehr angesprochen als durch das generische Maskulinum. Es ist ja ein Sternchen oder ein Doppelpunkt, der uns inkludieren soll. Das hilft uns aber nicht weiter, es bringt keine Veränderung mit sich. Nur ein Sternchen zu sein oder eine Lücke – das ist gut ge-



Markus Danne hat schon im Alter von zehn Jahren festgestellt, dass „irgendwas“ nicht bei ihm passte. Mit der Zeit kam das Gefühl, im falschen Körper zu stecken, sich nicht mit seinem Geburtsgeschlecht zu identifizieren. Aus Scham hat er lange darüber geschwiegen und versucht, diese Gedanken zu verdrängen. Mit Beginn seines Studiums kamen diese Gedanken wieder, er wurde depressiv und sah sich gezwungen, sich selbst damit auseinanderzusetzen. Erst in einem weiteren Schritt hat er sich getraut, sich Familie und Freunden anzuvertrauen.

Foto: privat

meint, aber nicht gut gemacht. Was auch problematisch ist, ist die fehlende Einheitlichkeit. Nicht mal die Trans-Community selbst ist sich einig, und deswegen haben wir jetzt diesen Sonderzeichen-Salat.

Sie sprechen entsprechend nicht den Glottisschlag, machen also keine kleine Pause beim Wort „Mitarbeiter(pause)innen“ ...

Nein, das finde ich schlimm. Es stört mich jedes Mal, wenn ich es höre. Es ist wie ein kleines Schlagloch beim Fahrradfahren.

Tun sich die transsexuellen Aktivist:innen einen Gefallen, wenn sie mit dem Holzhammer das Gendern so proaktiv einfordern?

Nein. Denn die Transsexualität ist ja als Zustand eh schon etwas, was außergewöhnlich ist. Für die meisten Menschen ist es neu und exotisch – aber man kann es ihnen erklären. Und weil sich die Gesellschaft mit Homosexualität schon länger auseinandersetzt und diese auch deutlich stärker als früher akzeptiert, ist die Transsexualität etwas, das man ihr als weitere Facette näher bringen kann. Ihr dann aber im gleichen Atemzug zu erklären, dass sie auch ihre Sprache ändern muss, das stößt in dieser brachialen Form auf Ablehnung. So schafft man sich nur Feinde. Transfeindlichkeit wird man nicht verhindern können, aber sie wird weniger, wenn man nicht dazu noch das Gendern durchsetzen will.

Der Vorwurf ist ja häufig: Das generische Maskulinum ist ungerecht, weil es Menschen ausschließt.

Nein, das ist es nicht. Von einem kleinen Zeichen werde ich auch nicht besser angesprochen. Es ist üblich, das generische Maskulinum zu nutzen, es ist so tief in der Sprache verankert, dass wir dadurch alle angesprochen werden. Gendern ist nicht zielführend, da gibt es dringendere Sachen, die man anpacken müsste, um Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen.

Welche?

Zum Beispiel das Transsexualengesetz. Das ist aus den 1980er Jahren, und es ist sehr diskriminierend gegenüber Transmensch:innen, weil sie dort Fragen gestellt bekommen, die sehr intim sind. Das sollte reformiert werden. Toiletten für das Dritte Geschlecht wären auch gut – zumindest dort, wo viele Menschen zusammenkommen.

Toiletten?

Das klingt erst mal absurd, aber vor allem für Menschen, die gerade in der Umwandlungsphase sind, ist genau das ein Problem: Aus den Damen-Toiletten werden sie verscheucht, weil sie oft noch männlich aussehen, und aus den Herren-Toiletten ebenso, weil es dort heißt: „Du willst doch gar kein Mann sein, hau ab!“ Gendern wird keins dieser Alltagsprobleme lösen können.

Das Gespräch führte Doro Wilke.

Sprachliche Ökonomie – und ihr Gegenteil

Kritische Anmerkungen zur „Gendersprache“ // Von Michael Reichel

Eine gelungene sprachliche Kommunikation hängt vor allem von zwei Faktoren ab: von der Verständlichkeit und der Ökonomie der Ausdrucksweise. Man soll sich klar ausdrücken und zugleich nicht ausführlicher, als es zum Verständnis notwendig ist. Niemand hat Lust, langatmige Reden anzuhören oder weit-schweifige Texte durchzulesen. Kürze ist daher auch eine Form von Rücksichtnahme. Wer sich kurz fasst, verschwendet nicht die Zeit seines Gegenübers oder Lesers.

Die Neigung zu einer möglichst knappen Ausdrucksweise ist gerade in der jungen Generation besonders ausgeprägt, hier allerdings bedingt durch die Ver-

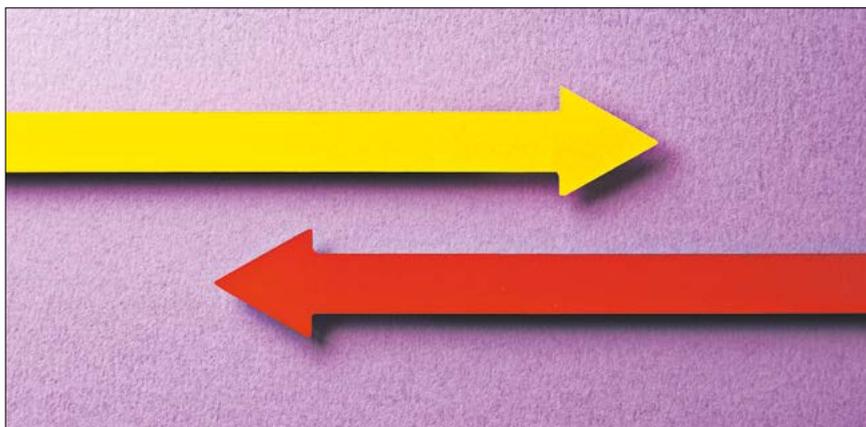
setzen. Am Ende einer Email steht dann z. B. „Melanie Müller, weiblich, sie/ihr“. Nun kann es durchaus hilfreich sein, wenn die Träger von ambivalenten Vornamen wie z. B. René(e), von häufig falsch zugeordneten Vornamen wie z. B. Almut (weiblich, im Gegensatz zu Helmut) oder von ausländischen, in Deutschland ungebräuchlichen Vornamen ihr Geschlecht explizit nennen. Bei den meisten Vornamen kommen allerdings keine Fragen auf. Für diejenigen aber, die unbedingt alle Restzweifel an ihrem Gender-Status ausräumen möchten, hält die deutsche Sprache seit Jahrhunderten eine wunderbar einfache Patentlösung bereit. Man kann – was ohnehin ein Gebot der Höflichkeit ist –

gen schon. Linguisten sprechen hier von ‚unmarkierten‘ und ‚markierten‘ Formen. Das impliziert keine (!) wertende Unterscheidung, sondern ist nur eine Frage der Häufigkeit der bezeichneten Phänomene. D. h. ‚Normalität‘ im quantitativen Sinn spielt in der Sprachökonomie durchaus eine Rolle, insbesondere dann, wenn es von einem Phänomen nur zwei Alternativen gibt, so dass die Auswahl ‚unmarkiert‘/ ‚markiert‘ anwendbar ist. Das mögliche Gegenargument zu obigem Beispiel, die heterosexuelle Mehrheit würde gegenüber der homosexuellen Minderheit ja auch mit einem eigenen Wort bezeichnet, ist deswegen nicht stichhaltig, weil es ja auch noch

chen. Geschätzte Eigenschaften wie Spontaneität und Natürlichkeit sind mit der Gendersprache inkompatibel. Auch bei den genderbewussten Moderatoren des Öffentlich-Rechtlichen Rundfunks erlebt man in der Praxis nur ein ‚selektives Gendern‘. So werden etwa zu Beginn eines Interviews mit einem Politiker die ‚Wähler(Pause)*innen‘ gendermäßig korrekt benannt. Für den Rest des Interviews spricht der Moderator dann aber mehr oder weniger so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Die unbewusste Angst, sich durch ein ausnahmsloses Gendern der Lächerlichkeit preiszugeben, dürfte da wohl mitschwingen. Dieses ‚Alibi-Gendern‘, wie man es bezeichnen könnte, ist heute das auffälligste Distinktionsmerkmal einer akademischen und journalistischen Elite bestimmten Zuschnitts. Sie will sich mit diesem sprachlichen Code (der angesichts seiner ständigen Veränderungen und Ausweitungen ohnehin nur Eingeweihten zugänglich ist) von den übrigen Menschen, die in ihrem Leben ganz andere Sorgen haben, im Duktus der moralischen Überlegenheit abheben. Auf Englisch bezeichnet man so etwas als ‚virtue signalling‘.

Sollte es den Verfechtern der Gendersprache allerdings gelingen, in den kommenden Jahren der widerstrebenden Bevölkerungsmehrheit (laut verschiedenen Umfragen lehnen 65 % bis 86 % der Deutschen die Gendersprache ab) ihren Willen aufzuzwingen, könnten ihre heute noch unzutreffenden Behauptungen am Ende zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden. Irgendwann wird dann das Maskulinum tatsächlich nur noch als geschlechtlich verstanden werden, und mit ‚Ärzte‘ sind dann ausschließlich männliche Mediziner gemeint. Dies wäre der endgültige Triumph der Ideologie über die Empirie im Sprachgebrauch. Bis dahin kann aber jeder für sich selbst entscheiden, ob er sich der von oben aufgenötigten Umgestaltung bzw. Verunstaltung unserer Sprache unterwirft oder sich in ihrem Gebrauch an den bewährten Grundsatz hält: „Was nicht kaputt ist, muss man auch nicht reparieren“.

Michael Reichel ist Professor für Klassische Philologie und Graezistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.



Genderregeln machen die Sprache umständlich und die Texte länger. Dabei ist sprachliche Kürze eine Form der Rücksichtnahme.

wendung elektronischer Medien. Whatsapp-Nachrichten, Twitter-Einträge, SMS etc. verleiten ihre Verfasser dazu, sich des einfachsten Satzbaus und zahlreicher Abkürzungen zu bedienen (von den Kollateralschäden auf den Gebieten der Orthographie, Interpunktion und Grammatik soll hier nicht die Rede sein).

Im Widerspruch dazu steht die im Zuge der Gender-Ideologie immer mehr um sich greifende Neigung zu einer sachlich überflüssigen Aufblähung der sprachlichen Kommunikation. Das bereits von antiken Rednern geschätzte Stilideal der *brevitas* („Kürze“) wird heutzutage abgelöst durch zahlreiche Erscheinungsformen einer ‚Überfülle‘ des Ausdrucks. Philologen bezeichnen so etwas als ‚Pleonasmen‘ oder ‚Redundanzen‘. Es folgen einige Beispiele.

In jüngerer Zeit erlebt man es im Schriftverkehr mit genderbewegten Personen immer häufiger, dass diese ihr ‚selbstgewähltes Geschlecht‘ und ‚bevorzugtes Pronomen‘ unter ihren Namen

schlichtweg das Possessivpronomen vor die Unterschrift setzen: also „Ihre Melanie Müller“. Die Endung -e signalisiert bereits das Femininum. Problem gelöst!

Zu den Zielen der aktuellen Diversitätspolitik gehört es, um jeden Preis den Anschein zu vermeiden, irgendeine Form von Identität sei ‚normal‘, denn dadurch würden (sexuelle, ethnische, religiöse, medizinische u. v. a.) Minderheiten sprachlich ausgegrenzt. So empfinden es z. B. LGBT-Gruppen als diskriminierend, wenn die Minderheit der Transsexuellen durch eine Vorsilbe wie ‚trans-‘ sprachlich hervorgehoben wird. Sie fordern deswegen, dass die ca. 99,5 % der nicht-transsexuellen Menschen ebenfalls mit einer Vorsilbe benannt werden, und zwar als Cis- (oder Zis-)Sexuelle.

In der Sprachgeschichte hat sich allerdings als Regel durchgesetzt, dass der statistisch häufigere Fall nicht eigens (durch Attribute, Suffixe, Präfixe o. ä.) betont zu werden braucht, der statistisch seltenere Fall hinge-

Optionen wie ‚bisexuell‘ oder ‚asexuell‘ gibt.

Besonders die Gendersprache in ihren diversen Varianten trägt zu einer Aufblähung der Texte bei. Der Satz „Bürger*innen wurden von Journalist*innen befragt“ ist zwar länger als der Satz „Bürgermeister wurden von Journalisten befragt“, enthält aber keinen Deut mehr an Information. Der übliche Einwand, dass Frauen durch das generische Maskulinum nicht mitgemeint seien, wird durch die Sprachpraxis widerlegt. Oder glaubt jemand ernsthaft, dass eine Rentnerin beim Anblick der Werbung für einen ‚Seniorenpass‘ denkt: ‚Wie schade, dass nur Männer über 65 kostenlos Bus fahren dürfen, wir Frauen aber nicht.‘

Natürlich ist selbst fanatischen Befürwortern der Gendersprache klar, dass jede Kommunikation durch deren konsequente Anwendung extrem umständlich und verkrampt wirkt, weswegen sie in Alltagssituationen auch kaum Gebrauch von ihr ma-

Ausgeschlossen um der Gerechtigkeit willen

Für Menschen mit Behinderungen ist Gendern ein Stolperstein // Von Doro Wilke

Wer gendert, hat Gutes im Sinn – Geschlechtergerechtigkeit ist ein Ziel, für das es sich zu kämpfen lohnt. Wer dabei jedoch vergisst, dass bei diesem Kampf andere Gruppen hintenüberfallen,

der ignoriert entweder bewusst oder unbewusst diejenigen, die ebenfalls ein Anrecht auf gesellschaftliche Teilhabe haben, und zwar zugunsten derjenigen, die sie selbst damit erhöhen.

Jeder, der sich selbst fernab der Kategorien „männlich“ oder „weiblich“ sieht, gehört per se einer Minderheit an – diese Minderheiten gilt es zu schützen, und zwar aus rechtlicher und moralischer Sicht. Sie gegeneinander auszuspielen ist jedoch hinterhältig. Genau das passiert beim Gendern. Befürworter von Sternchen, Doppelpunkt und Co. stehen für die Rechte von Transsexuellen, Nicht-Binären und anderen Menschen, die nicht in das traditionelle Geschlechterbild passen. „Gesehen werden“ ist das Stichwort. „Verstehen“ und „verstanden werden“ wird dabei ausgeblendet. Denn viele Menschen werden von den Sonderzeichen beim Gendern ausgegrenzt oder fordern sie nicht mal ein – denn die Gruppe der LGBTQ-Gemeinde (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender and Queer) ist weit davon entfernt, homogen zu sein.

Alexx ist Satiriker, betreibt einen eigenen YouTube-Kanal und ist schwul: „Für mich ist Gendern eine Beleidigung, ich werde auf ein Sternchen reduziert.“ In seinem Freundeskreis sind viele homosexuelle, aber auch queere Menschen, „keiner von denen gendert, die sind davon genervt und fühlen sich instrumentalisiert.“ Zum einen widerspreche

Gendern dem natürlichen Sprachduktus, zum anderen sei die vermeintliche Sichtbarmachung eine Ausrede, so Alexx, es gehe eher um das Bedürfnis, Aufmerksamkeit zu bekommen: „Gendern ist eine Opferrolle. ‚Schaut her, seht mich.‘ Ich bin aber ein Mensch, kein Außerirdischer, ich möchte nicht als was Besonderes wahrgenommen werden.“

„Sprache ist ein gewebtes Muster“

Doch auch fernab von der Frage der sexuellen Orientierung ist Gendern problematisch – vor allem für jene mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen.

Matthias Mala ist Autor und Künstler, und er hat Asperger, eine spezielle Form von Autismus. Sein Sarkasmus wird nicht verstanden, auf andere wirkt er im Gespräch oft grob und unhöflich. Seine Tätigkeiten muss er konzentriert ausführen – Gendern lenkt ihn entsprechend ab: „Sprache ist für mich etwas Ästhetisches, wie ein gewebtes Muster“, sagt er, „wenn dann ein Gendersternchen kommt, setzt es bei mir aus, ich kann dann nicht mehr weiterlesen – auch nicht nochmal neu lesen, ich bin dann einfach blockiert. Das ist, als

wenn man bei Musik einen falschen Ton spielt.“ Er fühlt sich ausgeschlossen. Statt ihn mitzunehmen, wie es die Inklusion eigentlich vorsieht, bleibt er außen vor: „Gendern ist nicht behindertengerecht. Es ist eine Sprache, die Asperger wie ich nicht in Ruhe und problemlos lesen können.“ Es sei vielmehr eine Kommunikationsverweigerung seitens der Gender-Befürworter: „Man will gar nicht mit mir sprechen, nur mit sich selbst.“

Legastheniker-Verband trennt sich von Genderzeichen

Alexander Jungmann ist Legastheniker – einer von geschätzt 3,5 Millionen in Deutschland. Wörter und Buchstaben nimmt er als Bilder oder Formen wahr. Vor allem beim Lesen stören ihn Genderzeichen: „Erlerntes gilt plötzlich als falsch, der Text erhält umgehend eine ideologische Richtung.“

Vor allem beim Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk fallen ihm die Genderpausen auf, außerdem auch in den amtlichen Schreiben seiner Stadt. Auch das Hören gegenderteter Wörter bereitet Probleme: „Beim Hören ist ein gegendertes Wort oftmals nicht zu erkennen, und man vermutet dann eher, dass nur weibliche Personen angesprochen wurden.“ Von dieser Problematik berichtet auch Annette Höinghaus vom Bundesverband Legasthenie und Dyskalkulie. Auf der letzten Delegiertenversammlung im November 2021 beschloss der Verband, auf Sonderzeichen zum Gendern zu verzichten: „Unsere Mitglieder haben uns zurückgemeldet, dass die Lesbarkeit sehr stark darunter leidet.“ Stattdessen werden Doppelnennungen genutzt (z. B. „Lehrerinnen und Lehrer“) oder eigene Formen („Lehrkräfte“). Auch Partizipkonstruktionen sind möglich, „denn das sind bekannte Schreibungen“. Dass diese

Formen grammatikalisch nicht immer korrekt sind, wird hingegen nicht thematisiert, man gibt sich pragmatisch: „Man kann nicht an alles denken“, sagt Höinghaus lächelnd. Wichtiger sei es, dem Ansinnen betroffener Menschen nachzugehen. Wer sowieso schon Probleme mit der Rechtschreibung hat, sollte nicht noch zusätzliche Steine in den Weg gelegt bekommen: „Die Sternchen hemmen den Lesefluss, das ist der einheitliche Tenor unserer Mitglieder.“

Schreibbar – lesbar – leibar

Auch Tanja Curth sieht das Gendern skeptisch. Sie hat eine auditive und visuelle Wahrnehmungsstörung. „Im Straßenverkehr kann ich einem Gespräch nicht folgen, dafür lenken mich viel zu viele Geräusche ab. Dazu kann ich Abstände schlecht einschätzen, ich greife also immer mal daneben, wenn ich etwas in die Hand nehmen will“, erklärt sie. Ihr Gehirn filtert Reize nicht so, wie es eigentlich sollte. „Ein Gendersternchen kann ich nicht einfach überlesen“, sagt Curth, „ich hab schon mehrmals Bücher abgebrochen, weil ich einfach den Fokus verliere.“ Genderzeichen und Inklusion passten einfach nicht zusammen. Sie fühle sich auch vom generischen Maskulinum angesprochen, kann aber ein Stück weit nachvollziehen, wenn jemand das nicht tut. Dennoch stört sie die akademische und rigorose Debatte: „Ich habe Verständnis für diejenigen, für die Gendern wichtig ist – aber wenn ich sage ‚Ich kann das nicht lesen‘, dann werde ich angefeindet, als transfeindlich beschimpft.“ Das helfe der Diskussion nicht weiter, schaffe vielmehr eine negative Atmosphäre: „Wir leben alle in einer Gesellschaft. Wir müssen aufpassen, dass Sprache schreibbar, lesbar und leibar bleibt, damit wir miteinander kommunizieren können.“



Land-Ei
@The_Sighthound

Ich lese Texte, Bücher und Blogs mit Gendern gar nicht mehr, oder sehr ungern.
Als Legastheniker ist es für mich der Horror.
Hab aber schon gehört, das Blinde und Analphabeten ähnliche Probleme haben.
Die Gender Sprache ich nicht mehr barrierefrei.



Hallmackenreuther
@JILeros

Ich bin G in LGBTQetc. pp. und ich gendere ganz sicher nicht. Niemals.



Mein Name ist Lohse
@NamenLohser

Ich bin G und nenne lediglich in Anreden beide Formen („liebe Kolleginnen und Kollegen“), weitergehendes Gendern lehne ich für mich ab.

Viele vermeintlich endlich „mit-gemeinten“ Menschen lehnen das Gendern ab – dies aber meist privat. In den sozialen Medien sind sie die Ausnahme, hier sind die die Gender-Aktivist*innen deutlich häufiger vertreten.

Wenn man plötzlich nicht mehr einen Freund hat, sondern eine Freundin, ist das im ersten Moment überraschend, unerwartet.

Doro Wilke, die Pressesprecherin des VDS, hat eine sehr persönliche Erfahrung mit einer Transfrau in ihrem eigenen Umfeld gemacht.



„Wer bitte ist denn Kira?“

Wie ich eines Tages von einer neuen Freundin erfuh

Andreas und ich haben uns vor vielen Jahren an der Uni kennengelernt, er war zwei Semester unter mir; als ich schon Freie Mitarbeiterin beim NRW-Lokalfunk war, war er gleichzeitig im Volontariat. Die Chemie stimmte sofort. Wir hatten den gleichen Humor, die gleiche Arbeitsweise ... und so waren gemeinsame Radiodienste immer ein großer Spaß. Ich war auf seiner Hochzeit, er auf meiner. Aber wie es so oft ist – auch wenn man nur ein paar Kilometer Luftlinie auseinander lebt: Manchmal verliert man sich ein bisschen aus den Augen, verliert den Kontakt. Vor ein paar Monaten dann sah ich bei Facebook sein neues Profilbild. Es zeigte eine Frau. Der Name war auch ein anderer. „Wer bitte ist denn Kira?“, schoss es mir durch den Kopf. Wirklich lange nachdenken musste ich nicht, denn es war klar: Andreas war jetzt Kira.

Es war ein diffuser, weit entfernter Wunsch, ein „Was wäre, wenn“, der ihn vor einigen Jahren an seinem Selbst zweifeln ließ: „Ich habe länger versucht, ‚normal‘ zu leben, aber das hat mich körperlich und emotional zu keinen glücklichen Orten geführt“, sagt er. Mehrere Jahre hadert er mit sich, geht zum Psychologen, ist unsicher, verspürt eine innere Unruhe – bis das einst verschwommene Gefühl immer klarer wird: Sie ist transsexuell. Der Schritt zur Wandlung ist hart: Ih-

rer Frau muss sie erklären, dass sie jetzt nicht mehr mit Andreas verheiratet ist, sondern mit Kira. „Das erste Mal Nägel lackieren, weibliche Kleidung tragen – das war eine Befreiung.“ Eine weitere solche Befreiung folgt in kleinen Schritten in der Öffentlichkeit, durch Dritte: Sie wird als Frau erkannt. „Der Mundschutz hilft da natürlich ungemün“, sagt Kira und lacht, „männliche Gesichtsmarkierungen werden verdeckt, die Menschen haben weniger Anhaltspunkte, um mich zu identifizieren.“ Während im Englischen bei einer direkten Ansprache im Supermarkt gerne mal „Sir“ oder „Madam“ gesagt wird, fällt im Deutschen diese Anrede meist weg. „Aber das erste Mal, als jemand gesagt hat ‚Die Dame war vor mir dran‘ – das war ein schönes Gefühl.“

Diskussion auf akademischer Ebene

Für sie selbst ist das Gendern in der direkten Ansprache wichtig – beruflich ist Kira Radio-Redakteurin, sie arbeitet damit in einem Medium, das darauf bedacht ist, kurz und prägnant, aber korrekt zu informieren. Eine Information ist weg, wenn sie einmal gesagt wurde, man kann nicht – wie bei einer Zeitung – zurückblättern oder den letzten Satz nochmal lesen, wenn etwas nicht verstanden wurde. Sternchen, Doppel-

punkte u. ä. sind daher durchaus ein Problem beim Höreindruck „Auf Sendung“. Kira ist es wichtig, dass für sie selbst die weibliche Form genutzt wird. Im Job jedoch steht sie zwischen den Stühlen: „Ich weiß ja, was gemeint ist, wenn man von einer ‚Journalistentagung‘ spricht, ich hab es ja gelernt.“ Auch ‚Anwohner‘ sei einfacher und schneller als ‚Anwohnerinnen und Anwohner‘. Dennoch versucht sie sich immer häufiger in der Doppelnennung: „Wenn wir durch so etwas Einfaches wie die Nennung beider Geschlechter die Wahrnehmung der Diversität verändern können, ist das doch eine gute Sache.“ Zwar würde sich die Auswirkung nicht im Hier und Jetzt zeigen, aber für die Zukunft sei ein Grundstein gelegt.

Glottisschlag unterbricht den Sprachfluss

Die Problematik des Genderns kann sie ein Stück weit nachvollziehen, obwohl sie sich als Transfrau nicht komplett in die Gefühlswelt von diversen, non-binären Menschen einfühlen kann. Dennoch sieht sie die Diskussion und die Einführung durch die Hintertür skeptisch: „Die Diskussion ist auf einer akademischen Ebene, die mit Macht zu früh versucht, das in den Alltag zu drängen.“ Sprache sei jedoch ein Prozess. „Die Doppelnennung

ist im Moment der einfachste Weg, alles zu verbinden, weil ich beide Geschlechter abbilden kann – und es ist die am meisten akzeptierte Form.“ Mit dem Glottisschlag hat sie ihre Probleme: „Er hilft nicht, er ist einfach nur eine kurze Pause, nur um sprachlich weiter im binären System zu bleiben. Er wird immer schwierig sein, weil er den Sprachfluss unterbricht. Um von da weg zu kommen, müsste man schon die ganze Sprache ent-personalisieren, aber das fühlt sich falsch an – denn dann spreche ich nicht mehr von Menschen.“

Im beruflichen Schriftverkehr hält sie es damit anders. Hier ist der Doppelpunkt das Mittel der Wahl. Vorgeschrieben ist das seitens ihres Arbeitgebers nicht. Nur der Chef und sie gendern im Schriftverkehr, bei den Nachrichten auf der Internetseite und On Air wird das generische Maskulinum oder die Doppelnennung genutzt. Und privat? „Da bin ich nicht konsequent, merke ich gerade“, sagt Kira und schmunzelt, „meistens spreche ich da von ‚Kollegen‘ ... aber auch da fällt mir immer häufiger ein, die Doppelnennung zu nutzen.“

Kira. Sie. Ich musste mich auch erst mal dran gewöhnen. Aber der Mensch hat sich nicht verändert. Es ist immer noch die gleiche Person, mit der ich früher gelacht und tolle Gespräche geführt habe. Kira.

Schwer zu verarbeiten

Julia Barth ist seit ihrer Geburt auf einem Ohr vollkommen taub. Der Hörnerv auf der linken Seite funktioniert nicht, daher würde auch ein Cochlea-Implantat nicht helfen. Auf dem rechten Ohr hört sie normal.

Frau Barth, welche Einschränkungen haben Sie konkret beim Hören?

Das größte Problem bei meiner einseitigen Taubheit ist, dass räumliches, direktionales Hören für mich nicht möglich ist. Dadurch kann ich zum Beispiel Geräusche nicht lokalisieren, also ob der Bus von links oder rechts kommt, von wo jemand ruft, wo das klingelnde Telefon liegt, etc. Das führt, gerade im Straßenverkehr, zu Stress, weil ich laufend das Gefühl habe, ich werde gleich überfahren. Auch Fahrradfahrer, die klingeln, um sich anzukündigen, erschrecken mich jedes Mal, weil ich das Gefühl habe, ich muss zur Seite ausweichen, um einen Unfall zu vermeiden, weiß aber gar nicht, woher der Fahrradfahrer kommt.

Menschen mit gesundem Hörorgan haben dabei ja keine Probleme, aber sie können zum Beispiel auch Geräusche filtern, um einem Gespräch zu folgen. Funktioniert das bei Ihnen?

Nein. Früher in einem Klassenzimmer, jetzt in einer Besprechung oder in einem Restaurant, wo viele Hintergrundgeräusche sind – parallel laufende Unterhaltungen, Geschirrkloppern, Hintergrundmusik usw. – vermischen sich die Geräusche zu einem einzigen Durcheinander. Ich muss mich sehr konzentrieren, um einem Gespräch zu folgen, weil ich erst „filtern“ muss, und dann erst „verstehen“ und dann erst die Bedeutung erfassen. Hund statt Mund, Sommer statt Hummer, für mich hört sich durch die halbseitige Taubheit vieles sehr ähnlich an. Und je mehr Nebengeräusche existieren, desto mehr muss ich mich konzentrieren. Ich kann keine Lippen lesen, bin also wirklich auf das „Gehörte“ angewiesen.

Wie wirkt sich das auf Ihr Leben aus?

Dadurch bin ich sehr schnell müde und erschöpft, und kann dann noch schlechter den Gesprächen folgen. Auch habe ich gemerkt, dass ich mental irgendwann „abschalte“, wenn alles zu viel wird. Dann bekomme ich

nichts mehr mit, weil ich nicht mehr richtiginhöre. Dies geschieht aber nicht bewusst, sondern automatisch. Daher tendiere ich auch dazu, Umgebungen wie Restaurants oder Bars zu meiden und mich nur mit einzelnen Freunden zu Hause zu treffen, zumal ich leider auch einen Tinnitus habe, der bei „Höranstrengung“ oder Stress stärker wird, und ein mal mehr oder mal weniger lautes Nebengeräusch kreiert, dass ich dann ggf. zusätzlich filtern muss. Ich habe generell gemerkt, dass ich Gespräche sehr anstrengend finde und lieber schreibe.

Wie muss Sprache für Sie sein, damit Sie einem Gespräch folgen können – also auch bezogen auf Lautstärke und Geschwindigkeit? Am einfachsten ist es für mich, wenn praktisch keine Nebengeräusche existieren, und die anderen Gesprächsteilnehmer alle auf meiner hörenden Seite sitzen. Außerdem spricht im Idealfall nur einer. Laute Geräusche stressen mich, daher ist die Lautstärke am besten eher leiser bzw. normal. Die Geschwindigkeit sollte eher langsam bis normal sein, sonst werde ich eventuell „abgehängt“. Je mehr und lauter die Nebengeräusche sind, desto langsamer sollte gesprochen werden, um das „Filtern“ zu erleichtern.



Welche Probleme treten auf, wenn Sie hören, dass gegendert wird?

Im Prinzip ist das gesprochene „innen“ mit Pause eine redundante Information, die ich zusätzlich bewerten und wegfiltern muss: Sind nun eigentlich alle Bäcker gemeint, oder meinten die nur Bäckerinnen? Oder doch beides? Wie passt das zum Kontext? Ist das „innen“ nun gegendert, oder war gerade „innen“ als Ortsangabe gemeint? Das Problem ist, dass das Gespräch ja nicht einfach stehenbleibt, sondern die anderen Personen normalerweise weitersprechen. Mir fehlen dann entweder ganze Sätze, die ich nicht mitbekommen habe oder der Kontext ergibt irgendwann keinen Sinn mehr. Dadurch steigt auch die Wahrscheinlichkeit, dass ich an einem Punkt „mental abschalte“ und gar nichts mehr mitbekomme.

Gendern soll ja alle inkludieren – aber das klingt nicht gerade so, als dass es Ihr Leben bereichert ...

Für mich ist Gendern eher störend, da ich mich mehr konzentrieren muss, um an die eigentlichen Gesprächsinhalte zu gelangen, oder irgendwann nichts mehr mitbekomme und so „ausgeschlossen“ bin. Bei der Informationsvermittlung hilft es auch gar nicht. In meinem Fall könnten sogar falsche Informationen ankommen, je nachdem, wie ich die mir fehlenden – weil verpassten oder nicht gehörten – Informationen „vervollständige“.

Wie sehen Sie Gendern generell – vor allem im Hinblick auf Behinderungen verschiedener Art, zum Beispiel Blindheit oder Legasthenie – und ihre Wirkung auf Inklusion?

Ich kann nicht für Menschen mit Behinderungen sprechen, die ich nicht selber habe, aber ich sehe es eher kritisch. Informationen, vor allem wenn sie wichtig sind, sollten so „einfach“ und präzise präsentiert werden, dass sie gut und schnell zu begreifen und zu verarbeiten sind.

Das Interview führte Doro Wilke.

Foto: André Kowalski

Die Blasenden und die Streichenden

Kaum jemand unter Deutschlands Komikerin versteht es so gut, mit der deutschen Sprache umzugehen, wie Jürgen von der Lippe. So schreibt Bild am Sonntag dem 9. Januar 2022 zur Einleitung eines ganzseitigen Interviews.

Darin ließ das VDS-Ehrenmitglied von der Lippe keinen Zweifel daran, was er von der Genderbewegung hält: „Es ist doch ein Skandal, dass Universitäten verlangen, dass Arbeiten von den Studenten gegendert und so in einem falschen Deutsch eingereicht werden. Es entsteht der Eindruck, dass es eine breite Bewegung wäre. Aber das Gegenteil ist der Fall. Je nach Umfrage wollen bis zu 90 % der Deutschen nicht gendern.“

Zensur(un)kultur auch bei Juristen

Die mitunter brachiale Durchsetzung von Feminismus und Gender-Mainstreaming geht so weit, dass abweichende Ansichten auch in Zeitschriften juristischer Berufsverbände nicht mehr veröffentlicht, also totgeschwiegen werden. So brachte das Saarländische Anwaltsblatt in seiner Ausgabe 3/2020, S. 4–7, ein begeistertes Interview mit der über 80-jährigen feministischen „Kämpferin“ Marlies Krämer (so deren Selbstcharakterisierung) zur „sprachlichen Gleichberechtigung“ (Titel: „Die sprachliche Gleichberechtigung – die Frau hinter der ‚Kundin der Sparkasse‘“). Als unser Mitglied Prof. Dr. Christoph Gröpl in dieser Zeitschrift darauf mit einem abweichenden wissenschaftlichen Beitrag entgegen wollte, wurde dieser – wenn auch nach internem Streit in der Redaktion und im Saarländischen Anwaltverein (SAV) – nicht zur Veröffentlichung angenommen, und zwar ohne substantielle Begründung. Und es kam noch schlimmer: Die Absage wurde just von der Redakteurin (V. i. S. d. P.) erteilt, die zuvor das begeisterte Interview mit der Feministin (sogar „auf du und du“) geführt hatte. Der Präsident des dahinter stehenden Saarländischen Anwaltvereins hatte eine Veröffentlichung



ursprünglich persönlich zugesagt, ließ die Absage dann aber geschehen und hüllt sich seither in Schweigen. Eine solche „Zensur“ gerade durch das Medium eines juristischen Berufsverbands spottet all dem Hohn, was Juristen (und Juristinnen!) in ihrer akademischen Ausbildung studieren und wofür sie

in ihren Berufen eigentlich stehen: Meinungsvielfalt und Meinungsäußerungsfreiheit in der Demokratie sowie Verfahrensausschluss bei persönlicher Beteiligung.

Hier der Beitrag von Christoph Gröpl, der totgeschwiegen werden sollte:

Die Saarländerin Marlia Elisabeth („Marlies“) Krämer ist über 80 Jahre alt; sie versteht sich als „Kämpferin“ für die „Gleichstellung“ von Mann und Frau insbesondere in der deutschen Sprache, als „bekenkende und überzeugte Feministin“, die für Frauen ein „verfassungsmäßig legitimes Recht“ in Anspruch nimmt, „in Sprache und Schrift erkennbar zu sein“. (Glücklicherweise blieb eine entsprechende Klage von Marlies Krämer in allen Instanzen erfolglos, s. BGH v. 13.3.2018, VI ZR 143/17; die Verfassungsbeschwerde wurde nicht zur Entscheidung angenommen, s. BVerfG, Beschl. v. 26.5.2020, 1 BvR 1074/18.) Mit ihr hat Marthe Gampfer, Mitglied des Vorstands des SAV, im Juli 2020 ein Interview geführt, dessen Tendenz erstaunt. Meines Erachtens wäre nicht Bewunderung für den „sprachpolizeilich“ anmutenden „Kampf“ von Marlies Krämer angebracht gewesen, sondern Verwunderung für so viel linguistische Ahnungslosigkeit (siehe dazu sogleich). Denn, Hand aufs Herz: Sollten wir wirklich dankbar sein für bestimmte Entwicklungen im Deutschen, zu der Frauen (und Männer) wie Marlies Krämer (und ihr verstorbener Ehemann) seit rund vier Jahrzehnten beitragen? Dieser „Kampf“ verleitet Personenkreise, die sich als „politisch korrekt“ empfinden, zu einer Verunstaltung unserer Sprache

durch zwang-, ja fast wahnhaft grammatikalische Paarbildungen oder andere Eskapaden (Gender-Sternchen, Binnen-I, verschrobene Partizipialformen, sperrige Relativsätze usw.). Diese Pedanterie lässt sich ohnehin kaum konsequent durchhalten (siehe unten „Bürgermeister“). Vor allem aber leidet die Verständlichkeit und Sprechbarkeit von Texten. Erzeugt wird überdies eine sprachliche Verunsicherung, die vollkommen unnötig ist.

Schon in den 1930er Jahren arbeitete die Sprachwissenschaft

Solche sprachlichen Perversionen fördern die Gleichberechtigung der Frau in der Sache wohl kaum ...

heraus, dass sich das grammatikalische Genus („Geschlecht“) in den indogermanischen Sprachen durch eine Unterscheidung herausbildete, nämlich zwischen Bezeichnungen für Belebtes (später „Maskulinum“) und Unbelebtes (später „Neutrum“). Das „Femininum“ soll sich erst später entwickelt haben, und zwar als Kategorie für abstrakte und Kollektivbezeichnungen (siehe im Deutschen z. B. Wörter mit den Endungen „-heit“, „-keit“, „-schaft“ oder „-ung“; hierzu und zum Folgenden Peter Eisenberg, in: Jessica Ammer (Hrsg.), Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter, Schriften der Stiftung Deutsche Sprache, Bd. 3, 2019, S. 17 ff., 24 ff.

m. w. N.). Das „Maskulinum“ ist mithin nicht „männlich“, sondern die „unmarkierte Kategorie“ für Menschen beiderlei (oder: allerlei) Geschlechts, also ein „Generikum“. Nachgerade war es ein Fehlgriff der frühen Grammatiker (namentlich des griechischen Sophisten Protagoras im 5. Jh. v. Chr.), neben dem Neutrum (οὐδ-έτερος γένος) die Kategorien „Maskulinum“ (αρσενικός) und „Femininum“ (θηλυ-γενής) eingeführt zu haben, ein Fehlgriff sodann deutscher Sprachwissenschaftler wie Jacob Grimm (1822) u. a., dies mit „männliches Geschlecht“ übersetzt zu haben. In die damit verbundene Verständnisfalle laufen „Kämpfer“ wie Marlies Krämer. Das folgende Beispiel mag die Absurdität ihrer Forderungen verdeutlichen:

„Wer hat im Bad seinen Lippenstift vergessen?“ fragt – trotz des maskulinen Possessivpronomens – mit hoher Wahrscheinlichkeit nach jemandem aus einer Gruppe von Frauen. „Wer hat im Bad ihren Lippenstift vergessen?“ bedeutet etwas völlig anderes, nämlich dass der Lippenstift einer anderen Person gehört als derjenigen, nach der gefragt wird (zit. nach Josef Bayer, NZZ v. 10.4.2019).

Wenn „Feminist_Innen“ beklagen, Frauen seien in – vermeintlich – „männlichen“ Wörtern wie „Student“, „Lehrer“, „Flüchtling“ u. v. a. m. „nicht er-

kennbar“, sondern allenfalls „mitgemeint“, und dies in diskriminierender Weise, täuschen sie sich fundamental: Frauen in spezifischer Weise sind gar nicht gemeint, ebenso wenig wie Männer. Solche generischen Maskulina beziehen sich vielmehr überhaupt nicht auf das biologische Geschlecht (den Sexus), sondern ganz unbestimmt („unmarkiert“) auf entsprechende Gruppen von Personen. Die Verwendung ist eben generisch, d. h. sexusneutral, und „inklusiv“ – um es mit einem anderen politischen Schlagwort unserer Zeit auszudrücken.

Das ist zu kompliziert? Nein, das ist Grammatik und damit um Klassen raffinierter, als die naive Zuordnung der sprachlichen „Gendergerechtigkeit“ uns weismachen möchte. Vor diesem Hintergrund ist das „Gender Mainstreaming“ nicht nur putzig, sondern es liegt von Grund auf neben der Sache (vgl. Dale O’Leary, The Gender Agenda, 1997). Dies lässt vermuten, dass die sprachpolitischen Forderungen des „Gender Mainstreaming“ jedenfalls zum Teil von Halbgebildeten ausgehen, die in Grammatik lediglich über – sagen wir – gehobenes Grundschulwissen verfügen. Wer die linguistischen Zusammenhänge hingegen versteht und „Gender Mainstreaming“ gleichwohl propagiert, ist „Vorsatztäter“ (Pardon: „Vorsatztäter_In“), „vergewaltigt“ die Sprache und nimmt sie in Geiselnhaft für ideologisch-educatorische Zwecke.

Waren es nun halbgebildete, naive, ideologisierte, einfach nur „gutmeinende“ oder gar eingeschüchterte Politiker, die Vorschriften wie etwa den § 28 des saarländischen Landesgleichstellungsgesetzes (vom 24.4.1996, Amtsbl. d. Saarl. S. 623 mit spät. Änd.) verabschiedeten:

Die Dienststellen haben beim Erlass von Rechtsvorschriften, bei der Gestaltung von Vordrucken, in amtlichen Schreiben, in der Öffentlichkeitsarbeit, im Marketing und bei der Stellenausschreibung dem Grundsatz der Gleichberechtigung von Frauen und Männern dadurch Rechnung zu tragen, dass geschlechtsneutrale Bezeichnungen gewählt werden, hilfsweise die weibliche und die männliche Form verwendet wird. In Vordrucken, die sich an Ehepaare, Lebenspartnerinnen und Lebenspartner wenden, sind jeweils beide Personen anzusprechen. Amts-, Dienst- und Berufsbezeichnungen sind in männlicher und weiblicher Form zu benutzen, abhängig von der Person oder Personengruppe, die sie bezeichnen.

Sollten wir Leuten wie Marlies Krämer also wirklich dankbar sein für die Verkomplizierung der Rechtssprache hin zu „durchgegenderten“ Normtexten, mit denen seit Oskar Lafontaines Zeiten auch das saarländische Landesrecht infiziert wird und von denen es mittlerweile trotz mehrfacher Regierungswechsel nur so strotzt? § 62 Abs. 1 Satz 2 des saarländischen Kommunal selbstverwaltungsgesetzes (in der Fassung der Bekanntmachung vom 27.6.1997, Amtsbl. d. Saarl., S. 682 mit spät. Änd.) legt Zeugnis davon ab:

(1) Erklärungen, durch die die Gemeinde verpflichtet werden soll [...] bedürfen der Schriftform. Sie sind nur rechtsverbindlich, wenn sie von der Bürgermeisterin oder vom Bürgermeister oder von ihrer allgemeinen Vertreterin oder ihrem allgemeinen Vertreter oder von seiner allgemeinen Vertreterin oder seinem allgemeinen Vertreter unter Beifügung der Amtsbezeichnung und des Dienstsigels

handschriftlich unterzeichnet sind.

Traut sich hier niemand zu sagen, dass der Kaiser (ach ja: der/ die Kaiser_In) längst keine Kleider mehr anhat? Solche sprachlichen Perversionen fördern die Gleichberechtigung der Frau in der Sache wohl kaum und sind im Übrigen noch nicht einmal konsequent „gegendert“: Denn auch in der Bezeichnung „Bürgermeisterin“ schlummert das verhasste Generikum; eigentlich müsste es „Bürgerinnen- und Bürgermeisterin“ heißen.

Alexander von Humboldt brachte es auf den Punkt: „Die gefährlichste aller Weltanschauungen ist die der Leute, welche die Welt nie angeschaut haben.“ Hat Marlies Krämer die Welt der deutschen Sprache „angeschaut“? Tun das die Anhänger des „Gender Mainstreaming“ und die Abgeordneten, die vermeintlich „gendergerechte“ Gesetze beschließen? Was Marlies Krämer getroffen hat, ist ein gewisser Zeitgeist (oder Zeitgeistin?), der die Welt durch radikale Gleichstellung mit Ergebnisgleichheit ohne Rücksicht auf Verluste zu beglücken trachtet.

Es ist die Last unserer Tage, gepaart mit Halsstarrigkeit à la Michael Kohlhaas, durch politische Repräsentant*innen sogar gesellschaftliche Adeln erfahrene, indem für solche „Leistungen“ auf Ortsebene Bürgermedaillen angetragen werden. Auf staatlicher Ebene gefielen sich sogar eine Ministerpräsidentin (Malu Dreyer), orchestriert von einer ehemaligen Universitätspräsidentin (Prof. Dr. Margret Wintermantel), – beide tieferer sprachwissenschaftlicher Erkenntnis gänzlich unverdächtig – darin, Marlies Krämer den Marie Juchacz-Frauenpreis zu verleihen. Marlies Krämer mag in ihrem langen Leben Verdienste erworben haben – auf sprachlich-gesellschaftspolitischen Ebene liegen diese jedoch sicher nicht.

Prof. Dr. Christoph Gröpl lehrt Staats- und Verwaltungsrecht, deutsches und europäisches Finanz- und Steuerrecht an der Universität des Saarlandes.



Muss die deutsche Grammatik nicht dringend neu geschrieben werden? Eine Glosse von Roland Duhamel – für die emanzipierten Fleißbienen.

Schützenhilfe

Gerechtigkeit! Turmhoch überragt sie uns und bleibt letztlich unerreichbar, auch unserer Sprache. Das haben die Sprachfeministen herausgefunden. Aber woher die Kriegserklärung an das generische Maskulinum? Warum haben sie ausgerechnet das fade, das schmuck- und farblose unter den Maskulinen im Fadenkreuz? Wie wärs mit generischen Femininkonstrukten wie Person, Kanaille, Memme, Waise, Geisel? Finger weg in diesen Fällen? Voreingenommen wie sie ist, hält die Sprache für so manchen negativen Ausdruck (Kacke, Pisse, Scheiße, Spucke ...) tatsächlich grammatikalische Weiblichkeit bereit, auch wenn es da sicher Gegenbeispiele gibt. Der erlauchten Königin des Bienenvolkes, dem Weisel etwa, wird zu Unrecht stolze Männlichkeit attestiert, der servilen und zur Deportation prädestinierten männlichen Drohne hingegen halbseidenes Kleinformat. Welche Sprachpolizei kann da tatenlos zusehen? Muss die deutsche Grammatik nicht dringend neu geschrieben werden?

Eine gewisse Logik muss ihr indes zugebilligt werden: Männlich sind in der Regel die Namen der kräftigen Kraftwagen (ja, auch der Mercedes), der meist von Männerhand und Maneskraft geführten Tänze (der Tango ...), der Härte und Körperbeherrschung demonstrierenden Verbalstämme (der Schlag, der Tritt, der Entschluss ...). Weiblich hingegen ist Schmiegsam-Was-

serwelliges wie die Namen von Flüssen und Schiffen. Zugegeben, der Fluss ist männlich, aber das ist anscheinend ein generisches Maskulinum.

Schwierig wird es beim Genus von deutschen Ableitungen. Die auf -sel und -sal sind sächlich, solange sie Positives meinen (Labsal ...), werden bei unliebsamen Bezeichnungen allerdings verweicht- und verweiblicht (Drangsal, Mühsal, Trübsal ...). Und jene auf -nis! Jeder patente ausländische Germanistikstudent baut sich über kurz oder lang eine Eselsbrücke, die besagt, dass jene zwar sächlich sind (Vermächtnis, Zeugnis, Erfordernis), andererseits aber Fahnenflucht begehen und zu den Blaustrümpfen überwechseln, sobald sie Böses im Schilde führen (Bedrängnis, Bekümmernis, Besorgnis, Betrübnis, Bitternis, Fäulnis, Verdammnis, Wildnis ...) Hermaphroditisch sind Verderbnis, Versümmnis. Wörter mit der Vorsilbe Ge- sind sächlich, wenn es sich um Kollektiva handelt, männlich, sofern es um männliche Personennamen geht (Gehilfe, Gefährte). Dann bleiben allerdings noch die weiblichen, und was für welche: Gefahr, Gebühr, Gewalt ... Wieder einmal die Teufel!

Soviel zur Schützenhilfe für unsere vielgebeutelten emanzipierten Fleißbienen: Ja, die ganze deutsche Genusbezeichnung kränkelt. Da kann man auf das generische Maskulinum wenigstens noch bauen.

Roland Duhamel



Spracharmut

„Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Teil dieses Reichtums; faktisch sind wir also spracharm. Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen alles, was sie enthält, in der Konversation auszubedenken, und sie sind daher sprachreich in der Tat.“ *Heinrich Heine (1797–1856)*

Sprachreichtum

„Die deutsche Sprache verfügt über so viele Reichtümer, dass man sie allem Anschein nach zum Fenster hinauswerfen kann.“ *Prof. Dr. Roland Duhamel, 2. Vorsitzender des VDS*

Verwilderung

„Mir scheint diese Verwilderung der deutschen Sprache, die nach meinen Beobachtungen eingesetzt hat namentlich durch eine unbedenkliche Nachfolge der amerikanischen Presse, einer gewissen amerikanischen Presse, ist das Zeichen einer gewissen Verwilderung des geistigen Denkens.“ *Konrad Adenauer (1876–1967)*

Ey digga

„Wenn ich auf der Straße höre: ‚Ey Digga, gehst Du Edeka?‘, schüttelt es mich. Wenn allerdings in den Medien auf Teufel komm raus gegendert wird, auch.“

Der Schauspieler Michael Degen zu dpa, Januar 2022

Schwachsinn

„Ich glaube, dass sich diese Genderei wieder beruhigt. Ich halte auch nichts davon, dass man nachträglich alte Bücher auf das heutige angepasste Reden und Denken frisiert. Das ist Schwachsinn, und das wird hoffentlich wieder aufhören.“

Elke Heidenreich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Dez. 2021

Klimaleugner

„Wer so mit Fakten zum Klima umginge, wie es die Genderaktivisten mit der Sprache tun, würde sofort als Wissenschaftsleugner diffamiert.“

Ex-Bundesfamilienministerin Kristina Schröder in der Welt vom 26. Juli 2021

Die Kirche hat den *Fairstand* verloren

Volker Jung, Präsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, ist ein umtriebiger Mann. Er ist nicht nur Mitglied in allerlei Räten und Aufsichtsräten, nicht nur Sportbeauftragter der Evangelischen Kirche Deutschlands, sondern auch medienpolitisch unternehmungslustig und sprachschöpferisch tätig. Die Postwurfsendung als Impulspost zu bezeichnen und das Wort *Verständigung* durch *Fairständigung* zu ersetzen, das waren zwei seiner Leistungen, die ihm die Wahl ins oberste Leitungsgremium der Kirche, den Rat der EKD, eingebracht haben.

Dieser Rat ist, wie wir wissen, zur Zeit mit der Aufarbeitung von allerlei Ferkeleien beschäftigt, die den frommen Männern und Frauen im Dienste Gottes angelastet werden, über die zu sprechen sie sich aber schwer tun. Sollten wir ihnen da nicht entgegenkommen und in der Hoffnung, den Bußfertigen die Zunge zu lösen, von *Fairkeleien* reden und schreiben? Statt von verführten lieber von *fairführten* Männern, Frauen und Kindern sprechen? Und den lieben Gott um *Fairgebung* bitten, die er doch kaum verweigern kann, wenn er so fair darum gebeten wird? Sensible Sprachpolitik als Mittel, die Aufarbeitung zu erleichtern – warum nicht?

Da der HERR schon längst aus der Kirchensprache verschwunden ist, der Vater-Unser durch die Mutter-Unser oder Den-/Die-/Das-Unser ersetzt wurde und Gott mit Gendersternen geschrieben wird, sollte die



Der hessen-nassauische Kirchenpräsident Volker Jung ist u. a. Aufsichtsratsvorsitzender des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik (GEP)

© Evangelische Kirche in Hessen und Nassau

Kirche den eingeschlagenen Weg nun auch zu Ende gehen. Sie ist doch längst nicht mehr fürs Volk, den großen Lämmel da, sondern für die Amtsbrüder und -schwestern, die Bischöfe und Prälaten, die Superintendenten und die Ratsvorsitzenden, die alles tun, um den verstaubten Laden zu modernisieren. Wann werden sie das Gebet, das Jesus von Nazareth die Gläubigen gelehrt hatte, auf die Höhe der Zeit bringen und die Versuchung, der sie so willig nachgegeben haben, durch die *Fairsuchung* ersetzen? Was früher sexuelle Gewalt hieß, sähe dann doch ganz anders aus.

Ich habe den Verein, der mir solche und tausend andere Albernheiten zugemutet hat, längst

verlassen. Und kann allen, die das Wort und die Schrift so ernst nehmen, wie Luther das seinerzeit gewollt und auch getan hatte, nur raten, es genauso zu machen. Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei waren einmal das große Versprechen der Kirche; aber der Glaube ist zum *feel good factor*, die Liebe zur internationalen Solidarität und die Hoffnung zum Erwartungsmanagement verkommen.

Sprachlos und sprachvergesen wie sie sind, verstehen Kirchenfürsten wie Volker Jung nur noch eine Sprache, die des Geldes. Die muss man reden, laut und deutlich. Irgendwann werden sie dann schon *fairstehen*.

Konrad Adam

Keinen Slalom mehr durchkurven

Momentan wenden Sie sich ja gegen Entwicklungen in der Gesellschaft wie das Gendern, die Sie als absurd empfinden.“ So adressierte die Berliner Morgenpost den großen Komiker, Schauspieler und Theaterleiter Dieter Hallervorden in einem Interview Ende Dezember 2021.

„Vor lauter ‚Political Correctness‘ weiß ich schon gar nicht mehr, welchen verbalen Slalom ich durchkurven muss, um alle Fettnäpfchen gekonnt zu umrunden“, sagte Hallervorden. „Was dieses unsägliche Gendern anbelangt: Wie kommt eine politisch motivierte Minderheit dazu, einer Mehrheit vorschreiben zu wollen, wie wir uns in Zukunft auszudrücken haben? Die deutsche Sprache als Kulturgut gehört uns allen. Keiner hat ein Recht, darin herumzupfuschen. Sprache entwickelt sich von allein, aber nicht auf Druck von oben. Gendern ist – wie ein weiser alter Mann wie Joachim Gauck sagte – ‚betreutes Sprechen‘. Ich und viele mit mir brauchen keine Erziehung zu Sensibilität.“



Foto: Hannes Caspar

Penny bringt es an den Mann



Kristina und Murat suchen hier nach vielseitigen jungen Menschen, die sich aussuchen können, ob sie sich den Geschlechtern m, w oder d zuordnen. Sprachlich sind sie aber noch gesund, sie suchen jemanden, der etwas an den Mann bringen will.

Foto: Josef Bayer

CDU Sachsen-Anhalt kritisiert Das Erste

Die CDU-Landtagsfraktion in Sachsen-Anhalt unterstützt den Vorschlag des Medienministers Rainer Robra, den Sender ‚Das Erste‘ als eigenständigen Kanal abzuschaffen. ZDF und dritte Programme sollen demnach übrig bleiben. Den Platz als nationalen Sender würde das ZDF einnehmen, welches seit 1963 im Betrieb ist.



Rainer Robra, Chef der Staatskanzlei und Minister für Kultur des Landes Sachsen-Anhalt. © stk

Der Parlamentarische Geschäftsführer der CDU-Fraktion in Sachsen-Anhalt, Markus Kurze, betonte jedoch, dass dies eine langfristige Vision sei, die nicht sofort umzusetzen sei, aber laut Landtagsfraktion entferne sich der Sender zunehmend vom Zuschauer. Minderheitenmeinungen kommen stärker vor als Mehrheitsmeinungen, außerdem fordert Kurze den Verzicht der Gendersprache durch die Journalisten.

Nach Kritik aus der Opposition und durch Medienportale korrigierte Kurze jedoch seine Aussage. Den Sender „abzuschalten“ sei eine falsche Wortwahl gewesen. Vielmehr geht es den Christdemokraten darum, das Sendeangebot umzuwandeln. Produktionen der einzelnen regionalen Rundfunkanstalten sollten demnach mehr Sendezeit bekommen. SN

Die Sprache hat es immer schwieriger

Bemerkenswerte Aussagen erreichen uns aus dem Mund des wohl bekanntesten deutschen Fernsehunterhalters Günther Jauch. In einem großen Interview in der Neuen Züricher Zeitung vom Januar dieses Jahres sprach er über missionierenden Journalismus und kritisierte scharf die ideologisch motivierten Eingriffe in die deutsche Sprache: „In der Literatur erleben wir auch Tendenzen hin zur Zensur. Der Negerkönig bei Pippi Langstrumpf heißt jetzt Südseekönig“, sagte er.

„Die Sprache hat es immer schwieriger. Vor kurzem wollte ich eine Frau für eine Sendung einladen, die sich großartig um Behinderte kümmert. Aber sie zögerte. Als ich sie gefragt habe, was denn das Problem sei, sank sie immer mehr in sich zusammen. Sie habe gehört, dass man nicht mehr Behinderte sagen solle, und weil sie nicht wisse, was sie stattdessen sagen solle und weil sie keinen Ärger wolle, sage sie lieber nichts. Ihr war dann eingeredet worden, dass sie statt ‚Behinderter‘ nun ‚Mensch mit Behinderung‘ sagen solle. Sie kam dann nicht in die Sendung.“



Foto: © ALDI SÜD

Ein erster Erfolg: Die Genderklage wurde vor dem Landgericht zugelassen

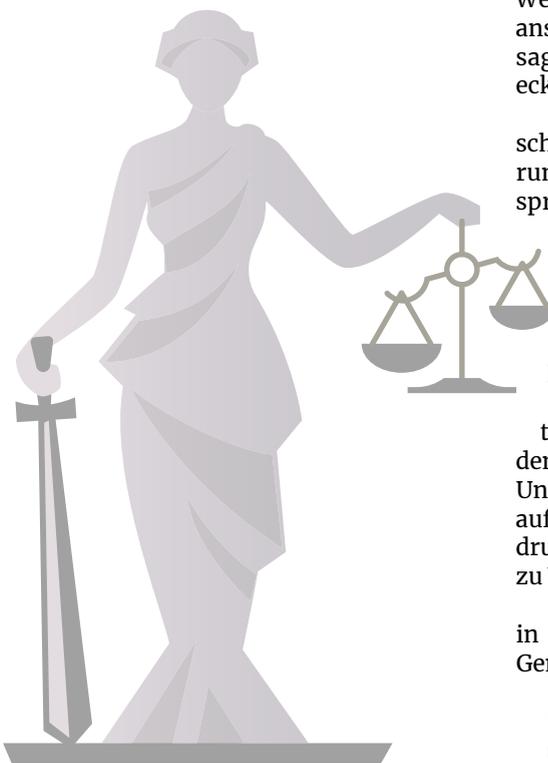
Im Fall des VW-Mitarbeiters, der gegen das Gendern bei Audi klagt, gibt es einen ersten Erfolg. Das Landgericht Ingolstadt hat die Klage vor einem ordentlichen Gericht zugelassen – damit kann der Fall demnächst vor dem Landgericht terminiert werden. Audi hatte be-

antrag, den Fall vor einem Arbeitsgericht klären zu lassen, weil es ausschließlich arbeitsrechtliche Belange berührt sah. Dieser Argumentation ist das Landgericht nicht gefolgt, es sah offenbar weitreichendere Rechtsgüter betroffen. „Es ist beschämend, wie sehr ein angeblich moderner Weltkonzern auf Formalien rumreitet, anstatt zur Sache Stellung zu beziehen“, sagte der Kläger Anwalt Burkhard Bencken in der BILD.

Der Kläger freut sich über diese Entscheidung: „Ich hoffe auf eine baldige Klärung – dieses aufgezwungene Gendersprech macht mich krank.“ Unterstützt bei seiner Klage wird er vom Verein Deutsche Sprache. Doro Wilke, Pressesprecherin des VDS stellte klar: „Das Persönlichkeitsrecht des Einzelnen darf nicht einer sprachlichen Ideologie zum Opfer fallen.“

Audi selbst wollte sich zum konkreten Fall nicht äußern, verwies jedoch auf den gegenseitigen Respekt, den man im Unternehmen pflegen möchte und darauf, dass gendersensible Sprache der Ausdruck einer sichtbaren, positiven Haltung zu Vielfalt und Chancengleichheit sei.

Der VDS freut sich über Unterstützung in den Verfahren, die aktuell gegen die Gendersprache laufen. SN



Spenden können Sie hier: <https://vds-ev.de/mitgliedschaft-und-spenden/>



Bastian Sick im Land der Windmühlen ... (Zaanse Schans)

Foto: Dem Sick seine Cousine

Krötenstühle, Piepschaum und Knüffelbiester

Eine Liebeserklärung an die Sprache der Niederländer // Von Bastian Sick

Über Weihnachten war ich bei meiner Cousine in Amsterdam. Ich mag die Stadt und überhaupt die Niederlande. Vor allem natürlich mag ich meine Cousine. Sie war auch der Grund, dass ich irgendwann angefangen habe, Niederländisch zu lernen. Anfangs klang diese Sprache für mich einfach nur drollig. Mittlerweile ist sie mir sehr ans Herz gewachsen. Sie ist dem Deutschen sehr ähnlich, vor allem dem Niederdeutschen, und wer Platt schnackt, der kann vieles von dem verstehen, was Niederländer sagen. Beide Sprachen haben unverkennbar dieselben Wurzeln. Ab dem 16. Jahrhundert ging Niederländisch aber zunehmend eigene Wege. Zum Beispiel entschied man sich dafür, das Wort „varen“ (= fahren) ausschließlich für die Fortbewegung auf dem Wasser zu verwenden. Wenn der Niederländer mit dem Auto, dem Bus oder dem Zug fährt, dann „reitet“ er, denn „mit dem Auto fahren“ heißt im Niederländischen „met de auto rijden“. Gefahren wird im Niederländischen nur zu Wasser; zu Land wird stets geritten.

Oder „gefietst“. Das bedeutet „Rad gefahren“. Der Ursprung des Wortes „fiets“ für Fahrrad gab den Sprachwissenschaftlern lange Zeit Rätsel auf. Ausgerechnet dieses Wort, das in Holland so selbstverständlich ist wie Tulpen und Käse, konnte man sich nicht erklären. Ein belgischer Sprachexperte hat aber nun herausge-

funden, dass es vermutlich vom deutschen Wort „Vize“ stammt. Denn als das Fahrrad im 19. Jahrhundert aufkam, wurde es in Deutschland zunächst als „Vizepferd“ bezeichnet, als Ersatzpferd. Im Rheinischen zu „Viez“ verkürzt, gelangte das Wort ins Niederländische, wo es sich bis heute gehalten hat.

Viele niederländische Wörter sind den deutschen so ähnlich, dass man ihre Bedeutung zu kennen glaubt. Doch dabei liegt man schnell daneben. Denn oft hat sich die Bedeutung verschoben, sodass die vermeintlich gleichbedeutenden Wörter zu sogenannten falschen Freunden geworden sind. Zum Schrank sagen die Niederländer „kast“, und was bei uns ein Kasten oder ein Karton ist, das nennen die Niederländer „doos“. Zur Dose sagen sie wiederum „blik“, was mit dem deutschen Wort „Blech“ verwandt ist. Zu einem Haus, das renoviert worden ist, sagen die Niederländer „verbouwd“. Für uns klingt das so, als sei es unzugänglich geworden. Und nachdem das Haus „verbaut“ worden ist, wird es „verkocht“ – was aber nicht bedeutet, dass es zu lange gegart worden ist. „Verkocht“ ist Niederländisch für „verkauft“. Und wo wir gerade beim Kaufen sind: „einkaufen“ heißt auf Niederländisch nicht etwa „inkopen“ – das wäre viel zu leicht. Dafür sagt man „boodschappen doen“ – was nach Botschaften klingt und aus einer Zeit stammt, als man nicht



... wo Immobilien so lange angeboten werden, bis sie „verkocht“ sind

Foto: Bastian Sick

selbst zum einkaufen ging, sondern sein Dienstpersonal auf Botengänge schickte. Für das Wort „bestechen“ verwenden die Niederländer ebenfalls ein Wort, das „kaufen“ enthält: „omkopen“ – wörtlich übersetzt „umkaufen“, was sehr bildlich ist.

Bildlich sind auch viele andere Wörter im Niederländischen. Ein Pilz zum Beispiel ist ein „paddestoel“. Das Wort „pad“ bedeutet „Kröte“, ein „paddestoel“ ist also ein Krötenstuhl. Vor meinem geistigen Auge sehe ich dabei immer eine Kröte, die nach Feierabend im Wald an die Bar geht, sich auf einen Pilzhocker setzt und ein Bier bestellt. Warum auch nicht? Im Plattdeutschen gibt es für den Pilz das Wort „Poggenstöhl“, was unverkennbar mit „paddestoel“ verwandt ist. Meine Cousine kombinierte sogleich, dass der Name des Edelkuchen-Herstellers Poggenpohl demnach so viel wie Krötentümpel bedeutet – was gerade für eine Edelkuche sehr passend ist.

Für Styropor haben die Niederländer das herrliche Wort „piepschuim“ (Piepschaum) erfunden. Und zum Stofftier sagen sie „knuffelbeest“ (Knüffelbiester). Als ich das Wort für Kopfhörer lernte, musste ich schallend lachen, denn das ist im Niederlän-

dischen „een koptelefoon“ (ein Kopftelefon). Die Niederländer konnten offenbar schon telefonieren, als wir nur hören konnten.

Beim Kartenspiel mit meiner Cousine wird viel „gespart“, zum Beispiel Damen oder Asse, denn was im Deutschen „horsten“ oder „sammeln“ bedeutet, heißt auf Niederländisch „sparen“. Wenn meine Cousine mal wieder am Gewinnen ist und ich ihr auf Niederländisch sage, sie solle „niet gierig“ werden, verbessert sie mich stets, denn das niederländische Wort „gierig“ bedeutet auf Deutsch „geizig“. Unser „gierig“ hingegen heißt auf Niederländisch „hebzuchtig“ (habsüchtig). So dicht beieinander, und doch so verschieden. Im



... und wo Kröten nach Feierabend an der Bar auf Pilzen hocken. Foto: frei

Niederländischen gibt es zwar das Wort „liefde“ (Liebe), und man kann auch jemanden „lief hebben“ (lieb haben), aber es gibt nicht das Verb „lieven“ für „lieben“. Das wird im Niederländischen mit dem Wort „houden“ (= halten, im Sinne von „etwas von jemandem halten“) ausgedrückt. Wenn man auf Niederländisch jemandem sagen will, dass man ihn liebt, dann sagt man „ik hou van jou“, was ein bisschen wie „ich hau’ dich gleich!“ klingt. Liebe und Schmerz liegen bekanntlich dicht beieinander, genau so dicht wie Niederländisch und Deutsch.



... und der „fietsen“ (Fahrräder)

Foto: Bastian Sick

BAERENTATZE

Spiel mir das Lied

Aus dem Sprachgendern wird auf die Dauer nichts, man kann dem Scheitern bereits zusehen. Ähnlich geht es zu bei dem Sprachkampf gegen Rassismus.

Von Oliver Baer



Während ein von faschistischen, durchgedrehten Drogendealern regiertes Land die Panzer und Raketen seiner friedlichen Nachbarn ins Land lockt, um sie dort sogleich zu überfallen, befassen wir uns weiterhin mit dem Thema Sprache. Es gibt nun mal, bevor wir uns den handfesten Zeitfragen zuwenden, ein paar Dinge abzuhaken – ein für alle Mal. Übrigens, wer diesen Beitrag liest, bestätigt durch konkludente Handlung, dass er/sie/es darin keinen Beweis für Frauenfeindlichkeit oder Vorbehalte gegenüber LGBTQ+ vorfindet. Feministen und Antirassisten dürfen also weiterlesen, es geht nicht gegen ihre Sache, es geht gegen die Art und Weise, wie sie ihre Ziele durchboxen.

1. Ihr Sprachkampf gegen die alten weißen Männer (AWM) steht auf dünnstem Eis. Ob im Marketing oder im Krieg, als Erstes gilt es die gegebenen Mehrheiten zu würdigen. Außer den AWM sind nämlich auch Frauen mehrheitlich gegen das Gendern, sogar die tendenziell links-grünen Wählerinnen sind bestenfalls zur Hälfte beim Gendern dabei. Erkenntnis: Offenbar gibt es einige Millionen *Mitläufer:innen*, sie sind mit Dingen befasst, die mehr presieren (bezahlbarer Wohnraum, Heimbeschulung der Kinder?)



Dipl.-Ing. Oliver Baer ist Publizist. Sein Buch „Von Babylon nach Globylon“ ist im IFB Verlag Deutsche Sprache erschienen.

Foto: privat

als Straßendemos gegen Gendersternen zu bevölkern. Vorsicht: Wehe, wenn diese Damen (und ihre Männer) mal aufmucken!

2. Propaganda mit Symbolen kann gelingen, wenn man sie sparsam, nämlich gezielt ins Spiel bringt. Beispiel einer Spitzenzeitschrift. Die taz veröffentlichte in einem Beitrag 23-mal „:innen“, drei sogar im Schleppzug: „Linguist:innen“, „Aktivist:innen“ und „Dokumentarist:innen“. Das ist trotz, mutig, heldenhaft, das versenkt das eigene Schiff. Auch Anbieter im Markt beweisen mit *Genderwashing* Kampfesmut: Seht her, wie geschlechtsneutral wir sind!

3. Die Bilderstürmerei der Puritaner war dagegen harmlos. Da schnauzen zwei Antirassisten im Kieler Restaurant „Zum Mohrenkopf“ den kaffeefarbenen Mitarbeiter an: Wie er als Schwarzer für so einen Rassisten arbeiten könne? Sie wünschen sofort den Chef zu sprechen, das ist jedoch der Angeschauzte; sie können es nicht glauben. Aber man kann sogar Kunstmenschen gendern: „Roboter:innen“, kein Witz! Derweil wird in Leitfäden für gendersensible Sprache vor der Endung „er“ gewarnt. „Jeder“ muss durch „alle“ ersetzt werden, denn „bei Pronomen *schleicht* sich oft die männliche Form ein“. Gott, wie eklig, und das seit Jahrhunderten!

4. Offenbar teilt sich die Menschheit in Realos und Fundis. Alles gut, so lange sie um Kompromisse ringen, aber wenn zuerst die Gesinnung zu bedienen ist, bevor man die Vernunft

in Gang setzen darf, kommt es auch zu Bücherverbrennungen. 1933 hat sich die akademische Jugend daran gerne beteiligt. Der Vergleich tut weh, das soll er, und vor der Teilnahme an Massenbewegungen warnen.

5. Der Sprachkampf befasst sich mit Abstrakta. Der Mord neben dem Polizeiauto war griffig, real. Die Antwort „Südseekönig“ statt „Negerkönig“ ist unreal, ausgedacht, sogar kontraproduktiv. Eine der wirkstärksten Geschichten gegen Rassismus ist Mark Twains „Huckleberry Finn“, darin wurde das Wort „Nigger“ über 200-mal gefunden.

6. Ausgerechnet Frauen sind es, die den Kampf um korrekte Sprache anführen. Das ist für die Millionen der vielleicht weniger emanzipierten (aber selbstverständlich mitgemeinten) Frauen und ihre beflissenen Männer fragwürdig. Was ihre Vorkämpfer:innen da anrichten, ist im Porzellanladen zu sehen: ein Haufen Kollateralschaden, null Nützliches. Keinen Millimeter Geländegewinn bringt der Sprachkampf um die Gerechtigkeit unter den Geschlechtern, Ethnien und so weiter. Aber er befeuert den Gegenschlag der rachsüchtigen Unbelehrbaren, beispielsweise gegen LGBTIQ+ in Russland. Die Einzigen, denen der Sprachkampf etwas nützt – Geltung und sichere Arbeitsplätze – sind die in *Gender Studies* untergekommenen Akademikerinnen und die Gleichstellungsbeauftragten.

7. Wie kommen sie, wie kommen wir aus der Nummer wieder heraus? Mit den Vorkämpfer:innen wird es zu keiner Exitstrategie kommen. Zwar

könnten die Sprachpuristen zur Lösung beitragen, indem sie sich mäßigen, sie werden es aber nicht fertigbringen. Die Lösung formuliert Navid Kermani so: „Da ich mich nicht dazu entschließen kann, das üblich gewordene, semantisch jedoch falsche und dazu unschöne Partizip ‚Studierende‘ zu verwenden, ist es also notwendig, beide Geschlechter zu nennen.“ Nämlich fallweise, wo das Taktgefühl funktioniert. Man nennt das die „moderate Beidnennung“, wo wir das sachlich Falsche ausnahmsweise zulassen, indem wir es im Bewusstsein als Falsches erinnern – um des lieben Friedens willen!

8. Übrig bleibt die Begrenzung des Schadens an den Kindern. In allen Punkten, sofern sie sich nicht wie die Sternchen von alleine erübrigen, muss zurückgerudert werden. „Alle“ ist wirklich kein Ersatz für „Jeder“; Partizipien brauchen wir für Klarheit der Ausdrucksweise; Passivkonstruktionen zählen zum Grausamsten, was man mit Sprache anstellen kann.

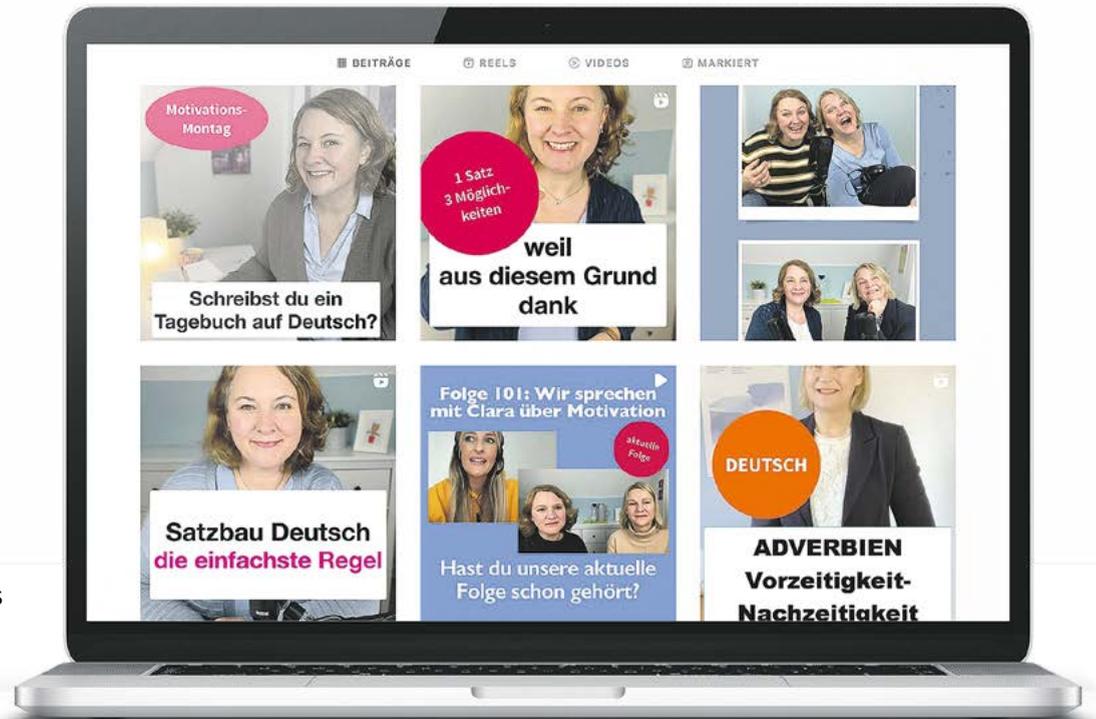
Mit anderen Worten, wir können die Hysterie auch sein lassen, konzentrieren uns lieber auf Taten für tägliche, greifbare Gerechtigkeit, zum Beispiel gleiche Bezahlung. In der DDR war mit „Dreher“ jeder Dreher gemeint, ob Mann oder Frau. Als „bester Biathlet aller Zeiten“ gilt aktuell Marte Olsbu Røiseland, zuvor war das Ole Einar Björndalen. Jeder Versuch, dieses generische Maskulinum zu gendern, würde Frau Røislands wie auch Herrn Björndalens Leistung schmälern. Spielen wir lieber das Lied vom Ende des Genderns!

www.baerentatze.de

Die Corona-Pandemie hat vieles in unseren Leben verändert. Doch wie es so schön heißt, birgt jede Krise eine Chance! So nutzten gleich mehrere Deutschlehrer die gewonnene Zeit, um ihre Arbeit in die sozialen Medien zu verlegen.

Seit April 2020 bieten **Virpi und Sandra (Deutsch-Podcast)** sowie **Theresa und Laura (Let's Go! German Online)** professionelle und gleichzeitig kostenlose Sprachblogs für Deutschlerner aus aller Welt an. **Luzi und Johannes (Your German Teacher)** sind zwar schon ein Jahr länger dabei, profitierten aber ebenfalls davon, dass viele Menschen während der Corona-Beschränkungen etwas Neues lernen wollten.

Die Interviews führten
Tatjana Schmalz und Huan Wei.



Deutsch lernen – digital und weltweit

Virpi Hach und Sandra Duran aus der Hansestadt Lübeck arbeiteten seit Jahren als Deutschlehrerinnen. Obwohl die befreundeten Nachbarinnen nicht einen Kurs gemeinsam unterrichteten, tauschten sie sich regelmäßig über ihre Unterrichtsmethoden aus. Ein wiederkehrendes Thema war das unterschiedliche Lerntempo ihrer Schüler.

Virpi und Sandra, wann und wie kamt Ihr auf die Idee, einen Podcast zu betreiben?

Wir unterrichten seit 2015 mit Herzblut. Irgendwann überlegten wir uns, dass es großartig wäre, wenn es einen Podcast für Lernende in unterschiedlichen Niveaustufen geben könnte. In unseren Kursen erreichen wir in der Regel um die 20 Personen. Die Vorstellung, in der gleichen Zeit 20.000 erreichen und zum Lernen dieser wunderbaren Sprache motivieren zu können, faszinierte uns sehr. Dann sorgte die Pandemie tatsächlich dafür, dass wir dieses Projekt endlich angegangen sind.

Ihr veröffentlicht jede Woche reihum eine passende Folge für eine Eurer drei Zielgruppen. Was genau erwartet Anfänger, Fortgeschrittene und angehende Profis in eurem Podcast?

Für die Anfänger auf dem Niveau A1/A2 geht es vor allem um Alltagsthemen, zum Beispiel Berufe, Haustiere, aber auch wie man seine Meinung sagen kann. Für die Fortgeschrittenen auf dem Niveau B1/B2 geht es sowohl um alltägliche Themen als auch um den

Beruf. In diesen Folgen sprechen wir ein bisschen schneller, passen den Wortschatz an und erklären auch erste komplexere Grammatikstrukturen. Auf dem C1/C2-Niveau sprechen wir in unserer normalen Sprechgeschwindigkeit und setzen uns auch teilweise mit wissenschaftlichen Themen auseinander, etwa dem richtigen Zitieren oder wie sich die deutsche Sprache aufgrund der Pandemie verändert hat.

Bei den Podcastthemen setzt Ihr ja oft die Wünsche Eurer Abonnenten um. Wie läuft ansonsten die Interaktion ab? Und gibt es manchmal kuriose Zuschriften? Außer für den Podcast veröffentlichen wir bei Instagram kurze Videos zu unserem Thema der Woche. Dort fordern wir unsere Abonnenten auf, gewisse grammatrische Strukturen umzusetzen oder über ihre eigenen Erfahrungen zu schreiben.

Zum Glück kamen dort bisher keine schrägen oder merkwürdigen Kommentare vor. Aber wir haben mal ein wirklich süßes Angebot aus dem Iran bekommen: Sollten wir zu Besuch kommen, dürften wir bei unserem Gastgeber jeweils in einer eigenen Wohnung leben.

Und wie war es dann, als Du erstmals nach Deutschland kamst? Anfangs lebte ich im Allgäu und war wirklich erstaunt, wie ungewöhnlich sich die deutsche Sprache anhören kann. Mittlerweile liebe ich die Dialekte. In Mün-

chen machte ich dann eine Ausbildung und lernte dabei das Berufsdeutsch kennen. Insgesamt wohnte ich sieben Jahre in Bayern. Später kam ich aus beruflichen Gründen in den Norden und lernte meinen Mann kennen. Durch ihn lernte ich perfektes Hochdeutsch. Uns war von Anfang an klar, dass unsere Kinder zweisprachig aufwachsen würden. Mittlerweile spricht mein Mann sogar sehr gut Finnisch.

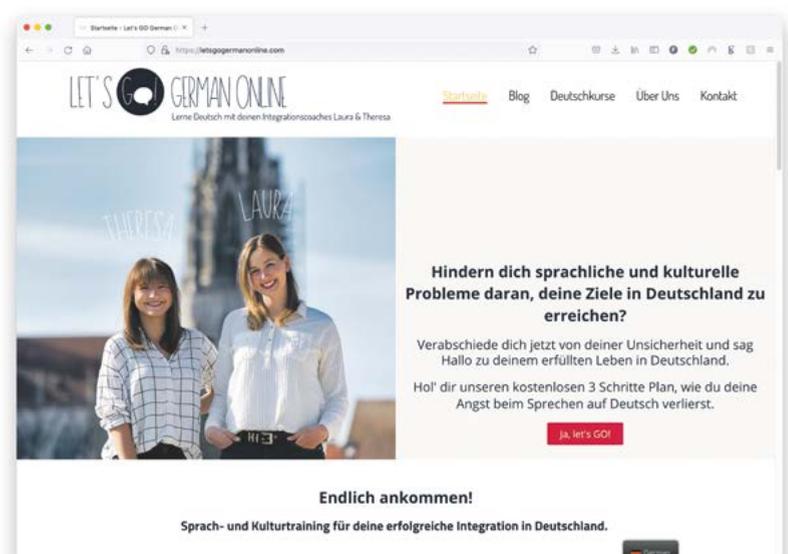
Mit der bayerischen Landeshauptstadt München sind auch die Biografien der Schwestern Theresa und Laura Rieger verwoben. Nach dem Studium an der Ludwig-Maximilians-Universität München unterrichteten die jungen Frauen „Deutsch als Fremdsprache“ an verschiedenen Sprachschulen in München und in ihrer Heimatstadt Regensburg.

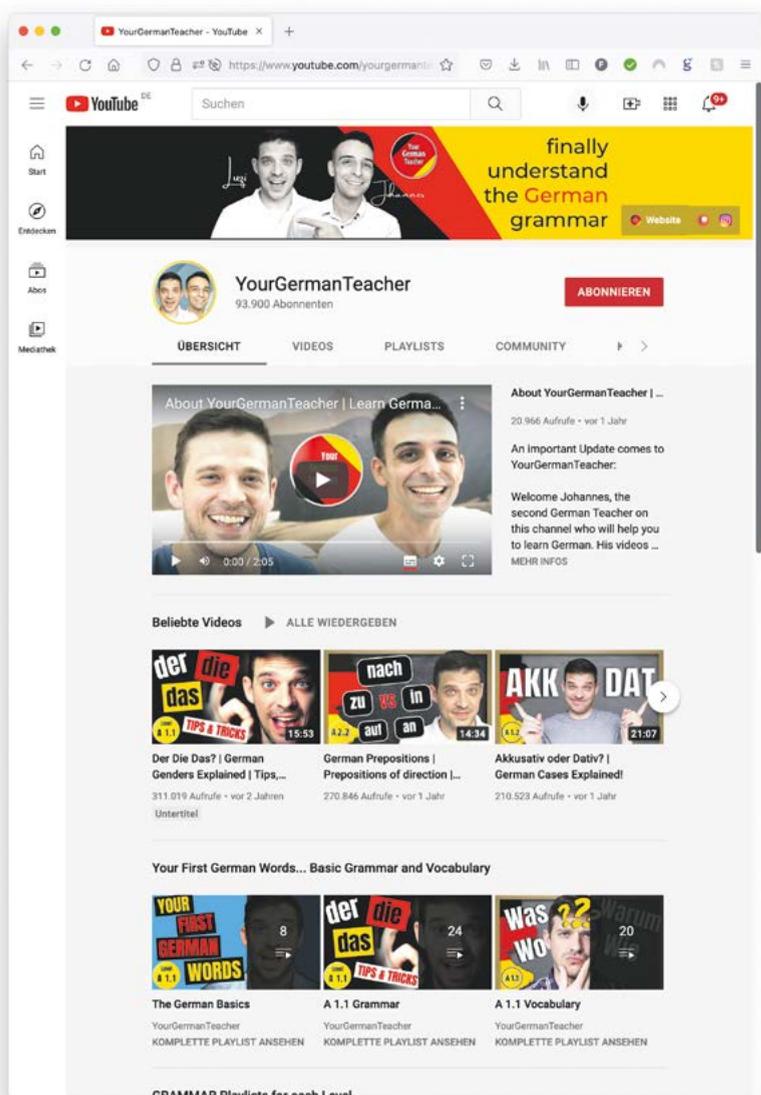
Theresa und Laura, für Euch bedeutet der Deutschunterricht nicht bloß einen Beruf, sondern Eure Berufung. Wann kam der Schritt in die Selbständigkeit?

Daran gedacht haben wir schon während unserer ersten Lehrtätigkeiten, aber die Firmengründung kam dann im April 2020. Seither betreiben wir auch unseren Sprachblog. Anfangs posteten wir ausschließlich Info-Beiträge mit Grammatikerklärungen, Rätseln und Redewendungen.

Und wann hast Du beschlossen, Dein Wissen weiterzugeben?

Leider war der Anfang meines Studiums in Deutschland sehr stressig, aber ich wollte meine Leidenschaft für die deutsche Sprache unbedingt auch mit anderen Lernern teilen. Im Sommer





2019 beschloss ich dann endgültig, einen YouTube-Kanal zu gründen. Am 24. September 2019 ging mein erstes Video online, natürlich zur deutschen Grammatik. Besser gesagt, zum Konjunktiv II.

Und wann fiel die Entscheidung, zum Bewegtbild überzugehen?

Unser Meilenstein war das Erreichen der 10.000 Abonnenten im Oktober 2020. Zu diesem Zeitpunkt entschlossen wir uns, uns von nun an auch mit dem Gesicht zu zeigen und unsere Abonnenten täglich mit Videos und Storys zu ‚versorgen‘. Interaktion und Austausch mit unseren Abonnenten und Schülern liegt uns sehr am Herzen, da es gerade in Sprachkursen wichtig ist, dass man sich wohlfühlt und mit dem Trainer warm wird.

Eure Beiträge richten sich an alle Niveaustufen. Was genau bietet Ihr Euren Abonnenten an?

Wir haben eine bunte Mischung aus Grammatikerklärungen und Redewendungen. Dazu gehen wir auf kulturelle Besonderheiten, Traditionen und Feiertage ein. Gelegentlich geben wir auch einen Einblick in unseren bairischen Dialekt.

Was war bisher Euer größtes Erfolgserlebnis?

Das war der Start unseres Herzenprojekts „Study-Buddy“. Dort vermitteln wir Deutschlernern untereinander Lernpartner und stellen für das Selbststudium unser eigens erstelltes Lernmaterial bereit.

Erfolgserlebnisse feiern auch **Luzi und Johannes**. Zusammen genommen haben die deutschen Muttersprachler über 20 Jahre Lehrererfahrung in Taiwan. Doch an der Schule, wo sie „Deutsch als Fremdsprache“ unterrichten, stießen sie eines Tages an ihre Grenzen: Bei bestimmten Themen sind die allermeisten Kursbücher begrenzt. Also produzierten sie in ihrer Freizeit Videos für ihre Schüler, um diesen Themenmangel auszugleichen.

Das Angebot wurde begeistert angenommen, sodass sich der Deutsche Luzi und der Schweizer Johannes zu einem folgenreichen Schritt entschieden.

Anstatt die Videos nur ihren Schützlingen in Taiwan zur Verfügung zu stellen, veröffentlichen sie alle neuen Beiträge auf YouTube und in den sozialen Medien – so konnten und können noch viele andere Deutschler davon profitieren! Durch Werbeeinnahmen entwickelt sich das Ehrenamt langsam aber sicher zum Nebenberuf. Wer weiß, was die Zukunft noch bereithält.

Tag der deutschen Sprache in Albanien



Nach einer langen Pandemie-Pause fand wieder ein Tag der deutschen Sprache in Albanien statt und zwar am 15. Dezember 2021 in Durrës an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität „Aleksandër Moisiu“ (UAMD). Die Abteilungsleiterin Dr. Anita Muho und VDS-Regionalleiter Dr. Edwin Cami führten durch das Programm.

Edvin Cami hielt ein Referat über die Vorteile von Deutschkenntnissen auf dem Arbeitsmarkt und im Studium. Schließlich präsentierte Cami Stücke aus der Kurzgeschichtensammlung „Die Mutationen“ des luxemburgischen Schriftstellers Francis Kirps, welches Cami selbst ins Albanische übersetzt hat.

Foto: VDS Albanien

Krieg stellt Ukraine-Projekt des VDS auf den Kopf

Mit großer Vorfreude übernahm ich vor wenigen Monaten die Aufgabe, ein Sprachprojekt in der Ukraine anzubahnen und in diesem Jahr durchzuführen – gemeinsam mit Prof. Dr. Edgar Weiler, der nicht nur prominente Mitglied des VDS ist, sondern seit Jahren über eine gemeinnützige Initiative ein Kinderkrankenhaus in Charkiw unterstützt. Charkiw? Offen gestanden, wusste ich bis dahin von dieser Stadt noch weniger als von der Ukraine und ihrer bewegten Geschichte und bemerkenswerten Kultur insgesamt.

Das hat sich schlagartig geändert: Heute weiß jeder, wo die zweitgrößte Stadt des Landes liegt und, dass diese verschärften Angriffen ausgesetzt ist. Das Kinderkrankenhaus ist zerbombt, die Entbindungsstation in den – hoffentlich – bombensicheren Keller verlegt.

Zunächst schien dann klar, dass unser schönes Projekt auf Eis gelegt werden muss. Jedoch haben sich durch die bisherigen Recherchen bereits bestehende Kontakte vertieft und auch ganz neue ergeben; insbesondere zu Sportfreunden – ich selbst bin leidenschaftlicher Handballtrainer. Oder zu einer engagierten

Deutschlehrerin in Kremenez, die sich aktuelle Lernmaterialien wünschte – ich fürchte, dass jetzt ganz anderes, existenziell Nötigeres auf dem Wunschzettel steht.

Auch eine Sportkameradin und exzellente Ballett-Trainerin aus Odessa hatte sich mit ihren guten Deutschkenntnissen bereiterklärt, unser kleines Projekt zu unterstützen. In diesen Stunden ist sie stattdessen auf dem Fluchtweg über Moldawien etc. nach Deutschland ...



Da unser Projekt vorerst wohl kaum in der Ukraine stattfinden kann, haben wir gemeinsam mit der VDS-Geschäftsführung entschieden, die bereits freigegebenen Mittel für ein Projekt in Deutschland einzusetzen, das der Ausbildung ukrainischer Flüchtlingskinder zugutekommt. Bei Sport- und Spielangeboten sollen auch Grundkenntnisse der deutschen Sprache vermittelt werden. Zur Umsetzung vor Ort sollten kirchliche Institutionen oder auch geeignete Sportvereine gewonnen werden können.

Michael Franz

Michael Franz, Sportlehrer und Leiter der Region 85 im VDS.





© JFarquitectos via Twenty20

Gendern behindert Gleichstellung und diskriminiert Teile von uns' Bevölkerung

Positionspapier von der Region Nordost von'n Verein Deutsche Sprache // in Platt übersetzt von Wolfgang Mahnke

Körtens röp Vörsitter von der Region Nordost von'n Verein Deutsche Sprache Perfesser Dieter Rasch bi mi an, wat ick em woll helpen künn, dat dat ‚Positionspapier‘, „Gendern behindert Gleichstellung und diskriminiert Teile der Bevölkerung“, von'n Verein Deutsche Sprache (Region Nordost), ok up Plattdütsch unner dei Lüd bröcht warden kann. Is klor, dat ick tausegg hew. För denn' Verein dau ick giern wat un bi dit Thema ierst recht! As dat Popier nahst up Platt vör mi leg, dacht ick: Dei Text is wiss ok wat för uns' „Sprachnachrichten“-Läser un so is't kamen, dat Sei em hier nu läsen könn'n.

Kum ein' in uns' Land hett iernsthaf Twiefel an, dat Frugens- un Mannslüd in Gesellschaft, Pulletik un Wirtschaft dat Recht up glieke Chancen un glieke Lohn för glieke Arbeit besitten daun. Dei direkte Umsetzung tau ein vullkommen Gleichstellung makt grote Anstrengungen von Parteien, Parlament'n un Entscheidungsdräger nötig, ofteins oewer ok ein persönlich Umdenken.

Mit so'n Ziel vör Ogen, helpt dat ut uns' Sicht kum, wenn'n dortau uns' Börger vorschriewen

will, dat dei Dütsche Sprak nu ümkrempelt warden möt. Dormit ward dei Bedüding von „praktische Maßnahmen“ in'n Hinnergrund drängt. Vål Kraft, um dat eigentlich Problem tau lösen, geht dormit verluren. Babentau finn'n dei Vörschlag tau dei „sogenannte“ Gendersprak kum Beachtung bi uns' Börger. Dat wiesen ok männigweck iernsthaf Umfragen ut. As uns dat dei Geschicht lihrt, süll dorüm dei Sprak ahn Einfluss „ideologischer Vorgaben im Kommunikationsprozess“ bi dei Minschen in uns'

Land wassen. In dei Sprak setten sick liekers, nämlich up natürlich Wies, niege „Bedürfnisse und Erfordernisse“ fast.

Wi will'n an disse Stell ok up henwiesen, dat dei Gendersprak Minschen, dei nich orrig läsen un schriewen (ADHS) orer nich gaut seihn könn'n, düttlich benahdeiligt. Dei Mäuh um ein einfach un licht verständlich Sprak ward hier dörch Anwen'n von schnurrig Teiken (:,*,-orer Binnen-I) in't Gägendeil verdreht. Ok ward dei akustisch Umsetzung bi't Räden dordörch tau ein Problem. Un för Migranten, Touristen un butenländsch Experten ward, dei je sowieso all as verdüwelt schwor anfählt, dütsche Sprak so künstlich noch püteriger makt.

Babentau kümmt't ofteins vör, dat mallig Würd dörch dei Gendersprak burn warden un wenn weck Lüd uns liekers dei Gendersprak upproppen will'n, kann dordörch sogar dat eigentlich Anglügen, dei Gleichstellung, obster-natsch beögt warden. Wenn dat Gerndern uns' Sprak einfach oe-

werstülp't ward, kriegen wi ein iernsthafjuristisch Problem. Dei iersten Klagen liggen all up'n Disch. Wi süll'n dorüm berechtigt Kritik an't Gendern unnerstütten, grad wenn sei von uns' Börger kümmt un dei Sak nich dei Populisten oewerlaten.

Dat Visualisieren, Drucken orer Spiekern von upplustert Texte verbruht unnötig wichtig Ressourcen un sett dormit Umwelt un Klima tau. Bedüdinge Deile von uns' Bevölkerung, as Studierte, Verantwortliche för Kultur un Künstler sülsen, sünd intwischen tau dei Oewertüging kamen, dat dat, wenn nu alle Näs lang dei Gendersprak in'e Öffentlichkeit Anwendung find, dei Geschlechtergerechtigkeit nich nütt, sonnern sick ihrer dorgägen wenn'n deit.

Oewerdenken Sei uns' Argumente, unnerstütten S' uns' Anglügen un schlagen S' mit uns tausamen Vörpahl, dat dei binah all as Pflicht utlegt Anwendung von'e Gendersprak, von'n Disch kümmt!

Das Heimatministerium auf der Fernsehcouch

Von Cristina Priotto

Sehr viel Zukunftsweisendes für die Arbeitswelt ist durch die Corona-Pandemie deutlich geworden. Dazu gehört insbesondere, dass es in Zeiten des Klimawandels und des Trends zum Leben in den Speckgürteln von Großstädten oder auf dem Land zumindest phasenweise absolut entbehrlich ist, dass Menschen sich morgens und abends ins Auto setzen und auf dem Weg in Büros Zeit, Geld und Abgase verlieren. In Deutschland hat sich für Schreibtischarbeit von zu Hause aus der Begriff „Home-Office“ eingebürgert.

Kurios ist, wie andere europäische Länder berufliche Tätigkeiten fernab von Bürokomplexen bezeichnen.

Am erstauntesten über den Scheinanglizismus „Home-Office“ dürften die Briten sein – denn in Großbritannien gibt es den Ausdruck „Home-Office“ zwar ebenfalls, allerdings ist damit das Innenministerium oder wörtlich übersetzt „Büro für Heimat“ gemeint. Bei dem Teil des Inselvolks, der deutschsprachige Medien konsultiert, dürfte der vermeintliche explosionsartige Anstieg der Mitarbeiterzahl im Innenministerium für Verwunderung gesorgt haben.

Noch irritierender ist, dass ausgerechnet die Italiener mit einer so klangvollen Sprache ebenfalls ein vermeintlich englisches Wort für Schreibtischarbeit in Haus oder Wohnung verwenden: „lo smart-working“ (mit korrekter angepasster Artikel) nennen die Menschen im stiefelförmigen Land südlich der Alpen es, wenn etwa ein Familienangehöriger bei „la mamma“ unterm Dach tippt, talkt und telefoniert.

Die Niederländer integrieren zumindest das Wort für „Haus“ in das Schaffen von daheim aus und behalten die eigene Sprache bei: „thuiswerk“ hat sich bei den Flachlandbewohnern durchgesetzt, was man wörtlich als „Zuhause-Arbeit“ übersetzen kann.

Die vokalreiche Variante aus Finnland, „kotitoimisto“, bedient sich der Zusammensetzung der Begriffe „koti“ für Heimat und „toimisto“ für Büro und verzichtet somit auf den Rückgriff auf Scheinanglizismus oder Anlehnungen an andere Sprachen.

Freunde aus der Tschechischen Republik erzählen indes von einer nahezu gleichrangigen Verwendung des ebenfalls pseudo-englischen Ausdrucks „Home-Office“ und der wörtlichen Übertragung „pracovat z domova“, übersetzt: Arbeiten von daheim.



Wer Menschen in Frankreich und Spanien an den jeweiligen ausgelagerten Arbeitsplätzen in den eigenen vier Wänden erreicht, spricht mit jemandem, der – beim deutschen Nachbarland im Westen – „télétravail“ praktiziert, die hispanische Fraktion spricht ähnlich von „teletrabajo“, wenn gemeint ist, aus Distanz für einen Arbeitgeber tätig zu sein. Die Bezeichnung „Telearbeit“, auch im Deutschen gebräuchlich, meint eigentlich Arbeitsplätze im Privatbereich – und nur böswillige Arbeitgeber würden fleißigen Berufstätigen unterstellen, während der Arbeitszeit neben dem PC-Bildschirm auch den Fernseher flackern zu lassen.

Mittlerweile verfügen Millionen Menschen über Erfahrung

damit, sich die Fahrerei ins und vom Büro zu sparen und mit mehr örtlicher und zeitlicher Flexibilität dann und dort zu arbeiten, wann und wo jeder am produktivsten sein kann. Die wenigsten Büros können vermutlich mit der ergonomischen und technischen Ausstattung mithalten, in der Home-office-smart-working-thuiswerk-kotitoimisto-télétravail-teletrabajo-Berufstätige zu Hause ihr Arbeitsumfeld aufgerüstet haben.

Nicht nur Beschäftigte des britischen Innenministeriums wissen indes, dass die beste Situation im Home-Office ist, wenn der PC im Home off is.

Zuerst erschienen in „Südwest Presse/Neckar-Chronik“ und „Schwäbisches Tagblatt“ am 14./15. Oktober 2021.



Ausgesprochen anglophiler Hang

Offener Brief an Geertje Slangen, Sprachberater des Flämischen Rundfunks VRT

Zu Ihrer belangvollen Amtseinsetzung möchte ich Ihnen gern gratulieren. Darf ich so frei sein, diese zum Anlass für nachstehende Überlegungen zu nehmen?

Im Allgemeinen möchte ich die Behauptung aufstellen, dass der VRT seiner Schuldigkeit als sprachliches Leitbild nicht nachkommt. Immer häufiger bedient er sich einer aus Niederländisch, flämischen Provinzialismen und Englisch zusammengesetzten Mischsprache. Dies hängt mit dem ausgesprochen anglophilen Hang des VRT zusammen. Ich erwähne das Monopol englischsprachiger Chansons, Filme und Serien (die private Konkurrenz VTM 2 sendet zumindest werktags täglich um 16.20 Uhr Sturm der Liebe), die unangemessene

Stellung amerikanischer Berichtserstattung, ja zur Not über Film- oder Jahrmarktsgroßen, was allerdings nicht in Ihre Zuständigkeit fällt. Erlauben Sie, dass ich einige kritische Punkte aufführe:

1. Täglich trumpft der VRT mit neuen englischen Begriffen und Namengebungen auf. Täglich ärgere ich mich über Ihr elektronisches Nachrichtenmagazin breaking news (niederländisch heet van de naald). Und wird demnächst unsere vierte Impfung eine booster-booster-Impfung?

2. Allerwege wird mitten im Redefluss ohne jeden Grund kurz auf Englisch umgeschaltet. In Interviews, wo dies am häufigsten der Fall ist, sollte man eigentlich erwarten, dass der VRT-Moderator den Gesprächspartner verbessert;

3. Warum gibt es kaum Interviews in den Landessprachen Französisch geschweige Deutsch? Auch hier hat der öffentliche Rundfunk einen pädagogischen Auftrag.

4. Flämische oder niederländische Körperschaften wären mit ihrer niederländischen Namensnennung zu zitieren, also nicht etwa Flanders record quartet, sondern Vier op een rij, was außerdem eindeutig phantasievoller ist.

5. Warum werden vertraute nicht-englische Namen durch eine englische Aussprache verstümmelt und unkenntlich gemacht (Monteverdi choir; Jerusalem quartet, QVAX ...)?

6. Warum setzen Ihre Rundfunksprecher ihren Stolz darein, weniger bekannte englische Na-

men so unverständlich auszusprechen wie nur möglich? Dem Hörer wäre mit einer moderaten einheimischen Artikulierung besser gedient.

7. Schockierend ist der jahrelange VRT-Vorstoß, Georg Friedrich Händel zum englischen Komponisten namens George Frideric/Frederic Handel umzutaufen, und zwar im Gegensatz zu anderen Berühmtheiten, die außer Landes gewirkt haben. Von Jacques Rossini oder James Ensor war noch nie die Rede und sogar Beethoven hieß unter Freunden und Verwandten eigentlich Louis. Im Falle Arvo Pärts gilt anscheinend die umgekehrte Logik, indem der Träger eines (seit 1980) österreichischen Passes nach wie vor vom VRT als Este gehandelt wird.

Ich darf hoffen, dass der eine oder andere Punkt Ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen möge.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. Roland Duhamel

VDS-Professor wegen Bologna-Kritik kaltgestellt

Von Thomas Hering

Die Technische Hochschule (vormals Fachhochschule) Brandenburg rühmt sich als „ein fairer und attraktiver Arbeitgeber. Vertrauen ist Grundlage unseres Handelns. [...] Leitung und Administration der Technischen Hochschule Brandenburg orientieren sich an den Bedürfnissen der Lernenden und Lehrenden, um diese in ihrer Leistungs- und Erfolgsorientierung optimal zu unterstützen“. So in ihrem Leitbild nachzulesen. Direkt davor heißt es gar: „Wir sind eine weltoffene, regional verankerte und zugleich international vernetzte Organisation, die sich in ihrem Handeln an Werten wie Verantwortung für die Gesellschaft und Chancengleichheit orientiert.“

Wieviel solche zeitgeistypischen Losungen tatsächlich wert sind, musste unlängst unser VDS-Mitglied Prof. Dr.-Ing. habil. Karl-Otto Edel erfahren, vielen Sprachfreunden bekannt durch seine Bücher „Die Deutsche Sprache in der Wissenschaft“ (IFB Verlag 2015), in dem er insbesondere die internationale Dis-

kriminierung des Deutschen bereits nach dem Ersten Weltkrieg nachzeichnet, sowie „Alma Mater Rostochiensis – Streifzüge durch 6 Jahrhunderte Hochschulgeschichte“ (IfB Verlag 2019).

Der anerkannte Experte für Schienenfehler war in Brandenburg an der Havel bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand als Hochschullehrer für Technische Mechanik beschäftigt und publiziert nach wie vor zu seinen speziellen wissenschaftlichen, aber auch allgemein hochschulgeschichtlichen und -politischen Themen. Seine in zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträgen geäußerte fundierte Kritik am – schon im Ansatz verfehlten und, wie dadurch absehbar, auch in der Praxis missratenen – sogenannten „Bologna-Prozess“ stieß nun der „Leitung und Administration der Technischen Hochschule Brandenburg“ offenbar so sauer auf, dass sie ihrem langjährig hochverdienten Mitglied und heutigem Ruhestandler verweigert, hochschulbezogene Schriften in das öffentlich abrufbare elektronische Literaturarchiv einzustellen. Unabhängig von der sicherlich interessanten

rechtlichen Würdigung eines solchen Falls kommt es jedenfalls politisch einem Akt der Zensur gleich, wenn ein Hochschullehrer im Ruhestand von seiner eigenen Institution wie ein völlig Außenstehender behandelt und also gleichsam vor die Tür gewiesen wird. Wollte die heutige TH Brandenburg wirklich so verantwortungsvoll und weltoffen sein, wie sie sich in ihrem eigenen, leider nur zeitgeistigen Leitbild darzustellen versucht, müsste sie sich daran erinnern, auf dem Boden Brandenburg-Preußens zu stehen. Toleranz und Sparsamkeit könnten hier auch heute noch miteinander vereinbare Leitbilder sein, denn es kostet doch so gut wie nichts zusätzlich, elektronisch fertig verfügbare Publikationen auf Wunsch des aktiven oder ehemaligen Lehrkörpers im bestehenden Netzauftritt einer Hochschule öffentlich zu archivieren.

Zum Glück gibt es den Verein Deutsche Sprache, in dem preußische Toleranz und Spar-

samkeit (und natürlich gutes Deutsch) noch ihren Hort finden. Wer also den Zensoren an der Havel ein Schnippchen schlagen möchte, findet Edels dort unterdrückte Publikation „Der ‚Bologna-Prozess‘ – ein bildungsideologisches Danaergeschenk“

(282 Seiten, PDF-Format, 23,2 MB) auf der VDS-Netzseite unter der Arbeitsgruppe „Gegen Abschaffung des Diploms“.

Diese reich illustrierte Schrift sei gerade auch jüngeren Lesern, insbesondere Studenten, empfohlen, die gar nicht wissen, dass es

vor dem „Bologna-Prozess“ mit seinem albernen „Bachelor“ und dem servilen „Master“ einmal akademisch überlegene, international angesehene und in der Praxis erfolgreiche Diplom- und Magisterstudiengänge gegeben hat.

Der Autor ist Lehrstuhlinhaber für Betriebswirtschaftslehre an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Fern-Universität in Hagen. Im VDS leitet er die Arbeitsgruppe „Gegen die Abschaffung des Diploms“.



Der VDS – ein Verein von Intellektuellen?



Titel der Februar-Ausgabe des Politmagazins Cicero.

Zum 7. Mal seit 2006 präsentiert das Politmagazin Cicero die 500 – vermeintlich oder tatsächlich – wichtigsten deutschsprachigen Intellektuellen. Diese im Februarheft publizierte Liste spiegelt nach Eigenauskunft des Magazins „den geistigen Einfluss der deutschsprachigen Intellektuellen wider. Sie bildet deren öffentliche Deutungsmacht ab, misst aber keine inhaltliche Qualität“.

Wie immer enthält diese Liste auch dieses Mal überraschend viele Mitglieder des Vereins Deutsche Sprache. Das beginnt mit dem nach Cicero bedeutendsten lebenden deutschen Intellektuellen überhaupt, dem Philoso-

phen Peter Sloterdijk. Er führt wie schon vor drei Jahren die Liste an.

Von Anfang an mit dabei ist auch dieses Mal der VDS-Vorsitzende Walter Krämer (Platz 193). Weitere bekannte VDS-Mitglieder unter den 500 einflussreichsten deutschsprachigen Intellektuellen sind die Publizisten und Journalisten Henryk Broder (24), Harald Martenstein (88), Peter Hahne (199), Matthias Matussek (280) und Wolf Schneider (415), die Wirtschaftswissenschaftler Hermann Simon (101) und Max Otte (381), der Historiker Michael Wolffsohn (174) und der Jurist und ehemalige Verfassungsrichter Paul Kirchhof (39). SN

Nomen est omen



In Mockrehna (Kreis Nordsachsen) fotografiert von Andreas Mansch.

➔ Wenn Ihnen ähnliche Übereinstimmungen begegnen: knipsen und Foto an die Sprachnachrichten-Redaktion.

Wir drucken in der Rubrik „Nomen est omen“ jeweils ein Fundstück ab. Auf diese Idee sind auch schon andere gekommen, aber mittelfristig machen wir daraus ein Buch.

Wurzeln für eine mehrsprachige Zukunft der Wissenschaft legen



Von Hermann Dieter

Der rot-grün-gelbe Koalitionsvertrag bringt die Wortschöpfung „Innovationsökosysteme“ zur Sprache und will ihr (über)regionales Leben einhauchen. Angesichts der in der Wissenschaft um sich greifenden Englisch-Monokultur bedürfen solche Systeme allerdings auch sprachlicher Beatmung und Vorsorge, sonst entstehen dort keine „Wurzeln für die Zukunft“ (Wahlsspruch von Bündnis 90/Die Grünen).

Ein fester Bestandteil der „Internationalität“ von Deutschlands Hochschulen war stets auch die Akzeptanz der Mehrsprachigkeit von Forschung und Lehre. Dennoch setzen immer mehr von ihnen auch intern stärker nur noch auf *English only*.

Dieser – historisch gesehen – postkolonial erworbene Sachverhalt lässt sich durchaus positiv bewerten, doch seine bedenklichen Folgen wurden und werden etwa seitens der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) oder des Wissenschaftsrates (WR) immer wieder benannt.

In enger Rückkopplung mit dem Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache e.V. (www.adawis.de) beschäftigte sich im Sommer 2021 auch der Bundestagsausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung mit diesem Problemfeld. Das Ergebnis ist über info@adawis.de erhältlich.

Bedenkliche Folgen von *English only*

Argumente des ADAWIS, der HRK und des WR gegen *English only* im Inland sind u. a.:

- Einsprachigkeit in Forschung und Lehre behindert Wissensrezeption und –transfer und beengt den Horizont möglicher Erkenntnis. Ein Wissenschaftssystem, das die Diversität der Sprachen nicht auch als wertvolle Erkenntnisressource anerkennt, ignoriert eine seiner wichtigsten Propositionen. Daher muss auch das Deutsche der Wissenschaft als Sprache erhalten und entsprechend gepflegt werden.

- Eine ausschließliche Verwendung des Englischen in der Wissenschaft erschwert das interkulturelle Verständnis und bringt Denktraditionen nicht-anglophoner Sprachräume zum Verschwinden.

- Ausbildungsinhalte, die nicht auf Englisch verfügbar sind, geraten zunehmend aus dem Blickfeld; Betriebspraktika entfallen oft jetzt schon aus sprachlichen Gründen.

- Gaststudierende und –wissenschaftler laufen Gefahr, sozial und kulturell ausgegrenzt zu werden, wenn sie die Landessprache nicht ausreichend gut beherrschen.

- Absolventen, die während des Studiums nicht (auch) die nötigen deutschen Fachsprachkenntnisse erworben haben, bleibt der deutsche Arbeitsmarkt besonders häufig verschlossen.

- Der Erwerb von mehr oder minder umfangreichen Kenntnissen der deutschen Sprache liegt auch dann im Interesse Deutschlands, wenn nach dem Studium keine Berufstätigkeit in Deutschland angestrebt wird.

- Wissenschaftskommunikation im Inland, die weiterhin vertrauenswürdig sein will, ist nur in weiterhin wissenschaftstauglichen Landessprachen denkbar.

Weg vom Trend zur Einsprachigkeit

Europas sprachlich-kulturelle Diversität ist ein besonderer Standortvorteil nicht nur der EU, sondern auch Deutschlands, denn es grenzt an besonders viele „fremde“ Sprachgebiete. Die Beherrschung nicht nur von Deutsch und Englisch, sondern auch weiterer Nachbarsprachen besitzt deshalb für alle Deutschen einen besonders hohen kommunikativen, kognitiven und sozialen Mehrwert.

Folgende Maßnahmen könnten einen Politik- und Bewusstseinswandel einleiten:

- Steuerfinanzierte Studiengänge in einer Fremdsprache (insbesondere auf Englisch) sollten nur neben fachlich gleichwertigen in der Landessprache Deutsch möglich sein.

- Nichtdeutsche Muttersprachler sind (in sämtlichen Fächern) durch verbindliche Sprachmodule und Leistungsziele an deutsche (Fach-)Sprachen heranzuführen.

- Ebenso sind alle Studierwilligen auch im Hinblick auf die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Kommunikation auf Englisch zu fördern; je nach Fach (auch) in anderen Fremdsprachen.

- Bei nationalen, mit öffentlichen Mitteln geförderten Tagungen, namentlich solchen, die sich auch an ein Laienpublikum wenden, sind Beiträge in der jeweiligen Landessprache ausdrücklich zuzulassen.

- Die Diskussion über Wege und Ziele gelingender Wissenschaftskommunikation muss endlich auch deren kontextgerechte Sprachlichkeit thematisieren. Dies gilt insbesondere für den besonders wichtigen Kommunikationsbereich „akademische Lehre“, den jährlich fast 500.000 Studierwillige und potenzielle Kommunikatoren erstmals betreten. Die wenigsten von ihnen treten später eine wissenschaftliche Karriere an.

- Wo immer möglich, ist in Forschung und Lehre auch die rezeptive Mehrsprachigkeit zu fördern. Maschinelle Übersetzungssysteme eröffnen insbesondere mehrsprachigen Kommunikationsnetzwerken neue Chancen. Die Erfahrung kultureller Diversität und einer fremdsprachigen Sozialisierung können sie allerdings nicht ersetzen.

- Zur Förderung des internationalen Austausches bietet sich ein „Nachbarschaftsansatz“ an, in dem Partnerhochschulen ihre Curricula so aufeinander abstimmen, dass ein Austausch ohne Zeitverluste möglich wird.

- Eine „Europäische Digitaluniversität“ ist als EU-weites mehrsprachiges Partnerschaftsnetzwerk bereits etablierter Hochschulstandorte und „Europa-Universitäten“ zu konzipieren. Dazu gehört auch eine mehrsprachige Publikationsdatenbank der EU.

- Die Schulen stimmen studierwillige Schüler auf wissenschaftlich mehrsprachige Netzwerke ein, und bieten ihnen (neben

Englisch) andere europäische Nachbarsprachen als Erstfremdsprache an. Das ohnehin unverzichtbare Englisch wird danach desto müheloser erlernt.

Innovationsökosysteme zur Sprache bringen

Laut Koalitionsvertrag (S. 20) will die Ampel-Koalition regionale und überregionale „Innovationsökosysteme“ schaffen. Insbesondere zur Förderung praxisnaher Forschung an kleineren Hochschulen für Angewandte Wissenschaft (HAW) will sie eine „Deutsche Agentur für Transfer und Innovation (DATI)“ gründen. Auch schreibt sie richtig „Wissenschaft lebt vom Austausch und der Kommunikation mit der Gesellschaft“ (S. 24), und „wo Fortschritt entsteht, muss er auch gelebt werden“ (S. 22). Das kann aber nur funktionieren, wenn auch die Wissenschaft in der Landessprache lebt.

Gerade die kleinen HAW drängen jedoch wesentlich stärker auf *English only* als große HAW oder Universitäten, denn sie fürchten um ihre Auslastung durch Studierwillige deutscher Muttersprache. Statt den Hang fast aller Hochschulen hin zu einer wissenschaftssprachlichen Monokultur weiterhin zu ignorieren, die immer rascher von oben (Master) in die Grundstudiengänge durchsickert, sollte der neue Bundestag dessen zahllose bedenklichen Folgen politisch beleuchten. Er könnte dafür an die Überlegungen des Bundestagsausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung vom Sommer 2021 anknüpfen. Und die neue Chefin des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, Bettina Stark-Watzinger, wird dem Trend hin zu *English only* gerade an den HAW etwas entgegenzusetzen müssen. Es wäre ein schwerer Fehler, dieses Feld politischen Kräften zu überlassen, die es sonst mit nationalistischen Theesen besetzen könnten.

Der Autor ist stellvertretender Vorsitzender des ADAWIS/Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache e.V. (www.adawis.de).

LESERBRIEFE

Dank und Lob

Ein Dankeschön den Sprachnachrichten für die mutigen, kritischen und reflektierten Beiträge 2021. Bitte machen Sie weiter so.

Jürgen Retzlaff, Bremen

Schlagzeile des Jahres

Wenn ich ehrlich bin, habe ich meine persönliche Schlagzeile des Jahres in den Sprachnachrichten Nr. 92 gefunden: Gender gerächt. Die gesamten Beiträge waren wieder richtig toll. Danke dafür! Anett Zang, Berlin

Latein und Deutsch

Als ich mit Latein begonnen hatte, lernte ich Vokabeln; dabei stieß ich auf *Interdum* und die deutschen Bedeutungen *zuweilen*, *mitunter*, *manchmal*. Ich war begeistert! Latein hatte mir zwei neue deutsche Wörter geschenkt. Danach verbannte ich das *manchmal* in meinen Sprach-Keller und verwendete meist *mitunter* oder seltener *zuweilen*. Von da an lernte ich Latein-Vokabeln immer auf der Suche nach neuen deutschen Wörtern. Barbara Weber-Heinrich, Schweinfurt

Lieber gleich Mathematik

Der Darstellung von Jana Norda in dem Artikel „Latein?! – Von wegen tot!“ (SN 92, S. 3) widerspreche ich energisch: Latein hat keineswegs eine „logische Struktur“ und ist auf keinen Fall „sehr mathematisch aufgebaut“ – was immer das heißen mag. Dieser Aussage widersprechen schon die vielen Ausnahmen, etwa bei der Wortbildung oder beim Geschlecht: Die Worte der o-Deklination sind maskulin, es gibt aber auch feminine, wie *malus*, oder neutrale wie *virus*. Selbst von den konstruierten Sprachen, wie Esperanto, dürfte man

Wir freuen uns über Kritik und Lob, über letzteres natürlich mehr. Leider können wir nicht alle Leserbriefe abdrucken, müssen oft auch kürzen. Dafür bitten wir um Verständnis. Schreiben Sie bitte an leserpost@vds-ev.de.

kaum behaupten, sie seien logisch. Auch ist die lateinische Sprache nicht rätselhafter als andere Sprachen, weil sie ja dem gleichen Zweck dient, der Kommunikation.

Wenn Latein mathematisch aufgebaut wäre, müsste man es nicht unterrichten, sondern man sollte darauf verzichten und sich an den Schulen lieber mehr mit Mathematik beschäftigen, weil da die logische Struktur offenkundig ist.

Rolf Zähringer, Rottweil

Nicht logisch

Jana Norda (SN 92, S. 3) behauptet, Latein habe eine „logische Struktur“. Nun, Logik verändert sich nicht, Sprache aber schon. Und was ist logisch an einer Sprache, wenn Verben eine passive Form, aber eine aktive Bedeutung haben können? Wie bei den Deponentien, z. B. *hortari* (Infinitiv, ermahnen, auffordern, mahnen), *hortor*, *hortaris*, *hortatur*, *hortamur*, *hortamini*, *hortantur*. Und dann noch die Semi-Deponentien. Den Ablativ nicht zu vergessen. Das Schwierige an der lateinischen Sprache ist die Syntax. Nein, Latein ist keine logische Sprache. Joachim Höfert, Gelnhausen-Meerholz

Nichts über Altgriechisch

Die letzte Ausgabe der Sprachnachrichten stand unter dem Motto „Der Charme alter Sprachen“. Dabei widmen Sie dem Lateinischen zwei ganzseitige Beiträge (SN 92, S. 3, 5). Griechisch aber, für Europa die wichtigste der alten Sprachen neben Latein, er-

wähnen Sie mit keinem Wort. Das ist ein Versäumnis, noch dazu, wo Deutsch oft eine besondere Nähe oder Verwandtschaft mit dem Altgriechischen nachgesagt wurde, während die romanischen Sprachen eher dem Lateinischen nahestehen.

Dr. Franz Rader, Wien

Bedrohte Sprachen

Den Text von Wiard Raveling über Manx, die Sprache der Isle of Man, fand ich sehr interessant (SN 92, S. 4). Bringen Sie bitte noch mehr solche Beiträge über bedrohte Sprachen, vielleicht auch über die Sprachen der vier anerkannten nationalen Minderheiten in Deutschland: Sorben, Friesen, Dänen und Sinti und Roma. Die wahrscheinlich berühmtesten Vertreter der Isle of Man sind die drei Popmusiker der Bee Gees. Wir könnten Barry Gibb, den letzten noch lebenden Sänger, fragen, ob bei ihnen zu Hause Manx gesprochen wurde.

Über die Isle of Man gibt es ein sehr schönes Lied. Es heißt „Ellan Vannin“. Dies ist der Name der Insel in der Sprache Manx. Das Lied gilt als „inoffizielle Hymne“ der Insel.

Ernst Meinhardt, Berlin

Bitte keine Anbiederung an Rechts

Im Beitrag „Die Erben Babylons“ findet sich die bemerkenswerte Warnung, dass Sprachpurismus, mit „dem sich Teile der Sprachgemeinschaft schützen wollen“, die Gefahr nationalistischer Überhöhung in sich berge (SN 92, S. 6). Bemerkenswert deswegen, weil ich ebenfalls die Gefahr sehe, dass der VDS sich in unguete Gesellschaft am rechten Rand des politischen Spektrums begibt, dort, wo Sprachkritik keine Frage von Gewohnheit und Ästhetik mehr ist, sondern synchron läuft mit der Ablehnung gesellschaftlichen Wandels, von Minderheiten und von kultureller Vielfalt. Dr. Christoph G. Schmidt, Direktor des Nordfriisk Instituut, Bräist/Bredstedt

Die Erben Babylons

Was soll man davon halten, wenn sich Jessica Ammer in der Einleitung zu ihrem Artikel „Die Erben Babylons“ ausdrücklich auf die mythische Erzählung vom Turmbau zu Babel bezieht (SN 92, S. 6)? Sie hat den Text aus dem Buch Genesis wohl nie gelesen, denn erstens ist er inhaltlich falsch wiedergegeben, woraus zweitens eine wilde Interpretation resultiert. Da die Autorin zusätzlich fixiert ist auf das Stereotyp des „zornigen Gottes“, wovon nichts im Text steht, entgeht ihr leider der feine Humor, der in dieser Erzählung steckt. Man

findet ihn häufiger im gesamten Ersten Testament, wenn man sich erst einmal frei gemacht hat von den alten antisemitischen – und auch den akademischen! – Vorurteilen.

Erdmute Wittmann, Remagen

Ich bin eine Studierende

In meiner Jugend war es mir nicht vergönnt, ein Studium zu absolvieren; ich war also nie Studentin. Dank der Genderpandemie kann ich mich auf meine alten Tage nun doch noch zu den Studierenden zählen (SN 92, S. 10), obwohl ich in keiner Universität eingeschrieben bin: Beim Frühstück studiere ich die Zeitungsnachrichten und den Wetterbericht. Wenn ich dann Abwechslung in den Speiseplan bringen will, studiere ich neue Kochrezepte.

Manchmal fahre ich in die Stadt, um die Schaufensterauslagen zu studieren, nicht ohne zuvor den Straßenbahnfahrplan studiert zu haben. Wenn ich beim Arzt war, studiere ich den Beipackzettel des neuen Medikaments, das er mir verschrieben hat.

Almut Faye, Hannover

Vergewaltiger:Innen

Gern lese ich Ihre Sprachnachrichten – nicht nur zum Thema „Gendern“ – aber dies eben auch. Inzwischen bin ich allerdings dabei, mich mit dem Gender: Doppelpunkt anzufreunden. So kann man ja nun von Verbrecher:Innen, Mörder:Innen; Vergewaltiger:Innen und Messerstecher:Innen sprechen (SN 92, S. 11). Das ist doch eigentlich fair. Im Zuge der Umbenennung der Berliner U-Bahn Station „Mohrenstraße“ könnte man sich als Kompromiss vielleicht auch auf Mohr:Innenstraße verständigen.

Dr. Raimund Becker-Ritterspach, Lübeck

Dudengemäß?

In dem Artikel „Gendersprache vor Gericht“ lese ich, dass der VDS „sich jedem dieser Fälle annimmt“ (SN 92, S. 12). Das ist sehr erfreulich, aber muss es nicht heißen „sich jedes dieser Fälle annimmt“ So habe ich es in der Schule gelernt. Aber bitte, ich bin nur ein alter Knochen, und das fällt vielleicht unter die Rubrik „Unausweichlicher Sprachwandel“.

Matthias Höppner, Antwerpen

Anm. d. Red.: Von zwei Genitiven nach einem Verb oder einer Präposition kann der erste durch den Dativ ersetzt werden. Beispiel: trotz dem Rauschen des Meeres.

Kulturelle Selbstabschaffung

Es ist wieder ein Vergnügen, Ihre Zeitung zu lesen und sich bestätigt zu fühlen in der Ablehnung von Genderwahn und Anglizismen. Wenn man dann noch liest, wie die Pressefreiheit durch politisch korrektes Schweigen bedroht ist (SN 92, S. 13), dann frage ich mich, ob es eine Folge unserer Nazivergangenheit ist, dass wir uns so intensiv um politische Korrekt-

Spaß und Lernerfolg garantiert!



Abwechslungsreich und humorvoll führt Sie Bestsellerautor Bastian Sick durch den Irrgarten der deutschen Sprache. Testen Sie Ihr Wissen!



heit bemühen und um Himmels willen nirgendwo anecken und niemanden kränken wollen. Jede mögliche Empfindlichkeit wird berücksichtigt – ja, es geht bis zur kulturellen Selbstabschaffung.

Irene Hahn-Hökh, Ammerbuch

Kritik kann auch Lob sein

Im Titel zum Leserbrief von Gerald Huntermark und auch in dem Brief selbst (SN 92, S. 18) werden Kritik und Lob offenbar als Gegensätze begriffen, und Kritik scheint nur negativ besetzt zu sein. Das Wort „Kritik“ hat seinen Ursprung im Griechischen und bedeutet so viel wie Beurteilung, Bewertung, ist also neutral: Man kann etwas ablehnend, aber auch wohlwollend kritisieren, sodass Lob bereits in Kritik enthalten ist.

Dr. Jochen Dirichs, Münster

Schändern für Gendern

In Ihrer Vorstellung des großartigen Buches von Peter Littger verweisen Sie völlig zu Recht auf *public viewing* und *handy* als markante Beispiele für Scheinentlehnungen. Das heißt, für vermeintlich englische Wörter, die man in der englischen Sprache verblichlich sucht oder die dort eine völlig andere Bedeutung haben (SN 92, S. 28). Das Wort *gender* gibt es im Englischen. Ich schlage aber vor, sich von dem hierzulande gebräuchlichen „gendern“ zu verabschieden und stattdessen aus dem deutschen Wort „Geschlecht“ ein passendes Tuwort zu schaffen. Vielleicht „geschlechtern“ als Pendant zu verschlechtern oder als allgemeine Reminiszenz an unsere fanatischen Sprach-Schlächter.

Für „gendern“ wäre auch die deutsche Schreibweise „schändern“ denkbar. Womit dem Wort in alphabetisch geordneten Nachschlagewerken zugleich ein angemessener Platz zwischen Schande und Schändung zufiele.

Gerhard Goldmann, Rudolstadt

Ein Arzt namens Knochenmus

Ihre „Streit-Rechtsanwältin“ (SN 91; S. 16) hat mir gefallen. Mir haben solche lustigen Zusammenklänge immer Spaß bereitet und durch meinen Beruf fand ich des Öfteren Beispiele: ein Offenreiner namens Stubenrauch, ein Fleischermeister hieß Blut und aus der Bezirksklinik konnte man als

Einladung zum Operationstermin eine Mitteilung eines Herrn Knochenmus erhalten. Leider kann ich nicht mit Fotos dienen.

Ich freue mich immer, wenn die Zeitung im Briefkasten steckt. Es ist gut, dass es Menschen gibt, die sich für die deutsche Sprache einsetzen.

Ingrid Labuhn, Chemnitz

Anrede am Berg

Etwas verspätet möchte ich einige Bemerkungen zur Frage der Anrede (Du oder Sie; SN 89) und zum Unterang der Bezeichnung „Fräulein“ machen. Die Entscheidung, welche Anrede man verwendet, hängt nicht nur vom persönlichen Verhältnis zum Angesprochenen, sondern manchmal auch von den äußeren Umständen ab: So ist es in den Alpen im deutschsprachigen Raum üblich, dass oberhalb 1000 m Seehöhe alle „per Du“ sind. Den gleichen Hüttenwirt, den ich in seiner Hütte auf 2000 m Höhe ganz selbstverständlich „duze“, werde ich im Tal mit „Sie“ ansprechen. Als Kletterer im Elbsandsteingebirge frage ich einen mir bekannten Professor der TU auf dem Gipfel eines Kletterfelsens „Darf ich Dein Seil, das gerade in der Abseilöse hängt, zum Abseilen benutzen?“. Am nächsten Tag, wenn ich ihn in der Uni treffe, spreche ich ihn mit „Herr Professor“ und mit „Sie“ an.

Hans Heydrich, Dresden

Allgemeine Briefe an den VDS

Theologische Korrektheit?

In einem Gottesdienst auf Usedom änderte Margot Käßmann, ehemalige Landesbischofin, den üblichen Segen am Ende ihrer Predigt „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir“ in „Gott lasse das Angesicht leuchten über dir“. Auch das ist Gendern und führt zu der Frage: Wer oder was ist Gott? Offenbar weder er noch sie, vielleicht beides und noch viel mehr. Wessen Angesicht lässt Gott leuchten, und was ist es? Ist demnächst „Vater unser im Himmel zu ändern, etwa in „Allkraft irgendwo“? Und „Tatkraft, Liebeskraft, Geistkraft“ steht für das frühere Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Robert Seckelmann, Schwelm

Mohren und Mohrinnen

Eine frühe gendergerechte Bezeichnung findet sich in einem Reiseführer für Berlin und Potsdam aus dem Jahr 1826. Im Garten von Sanssouci, heißt es da, befinden sich die antiken Büsten von „Mohren und Mohrinnen“.

Gert Raeithel, Geratskirchen

Die Wiederkehr des Ulb

Die Autorin Helga Schubert berichtet in ihrem Erzählband „Vom Aufstehen“, dass es in ihrer Jugend in der DDR für sie die Zeiteinheit Ulb gegeben habe: Ein Ulb war die Zeitspanne zwischen dem Auftauchen der Stimme Walter Ulbrichts in Radio oder Fernsehen und dem Abschalten des Geräts.

Heute widerfährt mir Ähnliches, vornehmlich im ZDF oder der 3sat-Kulturzeit, mittlerweile aber auch auf anderen Kanälen: Sobald ich eine verbiesterte Genderformulierung wie ständige Doppelnennung, Partizip oder Glottisschlag höre, zappe ich, um mich der Indoktrination zu entziehen, sofort weg. Dabei verpasse ich möglicherweise manches Wichtige, aber das nehme ich in Kauf.

Prof. Rainer Paris, Leipzig

Politisch belastet

Zum Begriff „Studierende“, der in Österreich seit einiger Zeit das bisher gebräuchliche „Student/Studentin“ ersetzt, möchte ich Ihnen eine Beobachtung zur Kenntnis bringen. Im Studienbuch meiner bereits verstorbenen Schwägerin, ausgestellt von der Universität Wien am 26.11.1942, Hochschul-Nr. 135/4228, Reichs-Nr. 293.425, Fachabteilung „Volks Gesundheit“, findet sich folgender Text: „Zur Beachtung! Die Studierenden sind verpflichtet ...“

Daraus schließe ich, dass das heute verwendete Wort „Studierende“ eine Reminiszenz an den Nationalsozialismus und somit politisch belastet ist.

Historische Unkenntnis oder Absicht? *Prof. MMag. DDr. phil et iur. Edith Pekarek, Wien*

Das i mit Doppelpunkt

Endlich ist sie da! Die 6. Gender-Schreibweise mit Sonderzeichen: das i mit Doppelpunkt!

Zu finden ist diese Variante in „Geschichte der Sklaverei – von der Antike bis ins 21. Jahrhundert“ der Zentrale für politische Bildung. In dem von Andreas Eckert verfassten Heftchen heißt es: „Daniel lehnt Maries Verhalten insofern ab, als dass es zu einer kurzfristigen Verschlechterung des Patientinnenwohls führt, und er befürwortet es, insofern es zu einer langfristigen Verbesserung des Patientinnenwohls führt.“ (S. 19)

Ebenso in der Einzahl: „So werden wir (...) die rassistischen Überzeugungen einer Eremitin vermutlich als weniger problematisch bewerten (...)“ (S. 30).

Siegmar Baumgärtel, Dresden

Bürgerinnenliches Gesetzbuch

Ich mache darauf aufmerksam, dass rund die Hälfte der Bundesbürger Gesetzlose sind, wenn wir nicht schleunigst das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) in „Bürgerliches und Bürgerinnenliches Gesetzbuch“ umbenennen. Ich bitte hiermit und bestehe darauf, im Bundestag sofort diesen Antrag einzubringen. Sonst ist dieses Defizit für mich nicht auszuhalten. Es kann nicht sein, dass die Gesetze nur für Männer gelten!

Christoph Thienel, Stadelhofen

Boostern

Ich stelle fest, dass sich in den Medien mittlerweile nahezu ausschließlich das Wort *Boostern* eingebürgert und den Ausdruck „Auffrischungsimpfung“ verdrängt hat.

Für mich ist das ein weiteres Indiz für den schlechten Gesundheitszustand der deutschen Sprache, die nicht mehr in der Lage ist, eigenständige Begriffe für neue Sachverhalte zu finden und zu gebrauchen.

Benno Blaschke, Ingolstadt

Wort und Begriff

Von vielen, auch kompetenten, Autoren wird oft nicht beachtet, dass Wort und Begriff keineswegs dasselbe sind.

Ein Begriff hat keine Bedeutung; er ist die Bedeutung, nämlich die Bedeutung eines Wortes. Wörter sind die Repräsentanten von Begriffen. Die Wörter „Schloss“, „Gericht“ und „Bank“ sind ein jedes der Träger von mindestens zwei Begriffen. Auch Wörter wie „Demokratie“, „Freiheit“ oder „Wählerwille“ verkörpern extrem unscharfe Begriffe. Erst in einem ganzen Beziehungsnetz von Begriffen wird der Begriffsinhalt klarer und deutlicher.

Es ist ein Fest für Populisten und Demagogen, durch Gebrauch desselben Wortes vorzutäuschen, es handle sich auch immer um denselben Begriff.

Ich denke also, der Unterschied von Wort und Begriff sollte von Leuten, denen es um die Sprache geht, durchaus beachtet werden.

Dr. Christian Zak, Hohenleipisch

Sprachen ohne der – die – das

Ich habe Frauen immer ein hohes Selbstbewusstsein beigegeben. Ein gutes Beispiel sind die deutschen Soldatinnen, die sich mehrheitlich gegen Genderwahn in der Bundeswehr ausgesprochen haben. Mit der Anrede „Frau Oberst“ stellt man eine Soldatin in ihrer Funktion einem „Herrn Oberst“ gleich. Das ist doch wahre Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit.

Nun soll aber Sprache Einstellungen ändern, Gendersprache also die Gleichberechtigung der Geschlechter fördern. Wie ist es dann mit Ländern, deren Sprache kein „der – die – das“ kennt? Herrscht dort Gleichberechtigung? Nachgewiesenermaßen ist das nicht der Fall.

Dr. Jürgen Zamow, Möglingen

Sprachnachrichten im Wartezimmer



Überdurchschnittlich viele VDS-Mitglieder sind Ärzte, Steuerberater, Anwälte oder in sonstigen Büros tätig, wo Menschen in Wartezimmern gerne etwas lesen. Wie wär's, wenn Sie dort unsere Sprachnachrichten auslegen? Wer es nicht schafft, die Zeitschrift im Wartezimmer zu Ende zu lesen, darf sie gerne mit nach Hause nehmen oder an Interessierte weitergeben. Nachschub kommt sofort. Ein **Anruf in der VDS-Geschäftsstelle** (0231-7948520) genügt, dann schicken wir Ihnen fünf zusätzliche Exemplare.

Preis für politische Lyrik

VDS-Mitglied Jörn Sack (Berlin) lobt auch 2022 wieder einen „Preis für politische Lyrik“ aus. Gesucht werden Gedichte, Liedtexte oder Aphorismen von gesellschaftlicher Relevanz (politische Lyrik) für die Veröffentlichung im Jahrbuch Politische Lyrik 2022.

Die Texte sind bis zum 31. August dieses Jahres unter der Adresse politischelyrik@edition-bodoni.de einzureichen. Die besten Arbeiten werden im November im Jahrbuch veröffentlicht. Ihre Autoren erhalten jeweils 11 Exemplare gratis.

Vakante Regionen

Der Verein Deutsche Sprache ist eine Graswurzelbewegung: Er lebt und stirbt mit den vielfältigen Aktionen von Tausenden von Sprachfreunden „vor Ort“. Diese können sich auf der Ebene von Postleitregionen zusammenschließen.



In den folgenden Regionen Deutschlands wird noch eine Person zur Organisation der Regionalarbeit gesucht:

02, 33, 84, 93, 95

Bei Interesse am besten in der VDS-Geschäftsstelle oder auch direkt bei mir persönlich melden: walterk@statistik.tu-dortmund.de, Telefon 0231-7948520. Walter Krämer

Deutsch auf Wienerisch

Am 20. November 2021 hatte der Junge VDS Österreich seinen ersten großen Auftritt: die Preisverleihung seines Literaturwettbewerbs ‚Wiener Worte‘. Wie es sich für Wien gehört, fand die Feier in einem Heurigen statt (dem Maly in Grinzing; ganz herzlichen Dank für die hervorragende Bewirtung). Aus der Vielzahl eingereicherter Texte wurden zehn Gewinner gekürt.

Die Plätze 4 bis 10 erhielten entweder Bargeld oder Gutscheine für Mode von der Firma Franz der Kaiser (www.franzderkaiser.com), die ein VDS-Mitglied vor kurzem ins Leben gerufen hat.

Den mit 300 € dotierten dritten Platz belegte der Schriftsteller und Germanist Gregor Schima mit einem schwungvoll vorgetragenen Lexikoneintrag zu einem Dialektwort. An zweiter Stelle (500 €) rangierte Sabrina Raphaela Bübl mit der generationsüberbrückenden Geschichte einer kaiserverliebten Großmutter und ihrem Enkel, den es aus der Behaglichkeit seiner Heimatstadt in die Ferne zieht. Und den mit 1.000 Euro dotierten ersten Platz



Das kommt wohl vom Heurigen. Von links: Alexander Fischer (in Vertretung für Preisträger Georg Großmann), Gregor Auer (in Vertretung für Preisträgerin Sabrina Raphaela Bübl) und Gregor Schima. Foto: VDS Wien

belegte Georg Großmann mit seiner dialektalen Lyrik; diese verrät nach Meinung der Jury nicht nur eine sichere Beherrschung und Liebe für das Wienerische, sondern auch ein tieferes Verständnis für die verschiedenen, böhmisch-ungarisch-italienischen Einflüsse auf die Sprache der schönen Hauptstadt Österreichs.

Als Lieblingsphrase wählte das Publikum „Red’s in a Sackerl und

schick’s ma mit der Post“ – für Fälle, in denen man gerade keine Lust hast, sich mit jemandem zu unterhalten. Zum Wienerischen Lieblingswort des Abends wurde der „Strizzi“ gewählt; er findet sich schon bei Arthur Schnitzler und deckt von einem Zuhälter über einen Lausbub bis hin zum Kleinkriminellen ein großes Spektrum von Charaktertypen ab. SN

Auch 2022: Buchpreis für bestes Deutsch-Abitur



Auch dieses Jahr kann der VDS wieder an vielen Schulen die besten Deutsch-Abiturienten mit einem Buchgeschenk belohnen: Schülerinnen und Schüler erhalten die „Sternstunden der deutschen Sprache“ samt Glückwunschbrief der beiden Herausgeber Walter Krämer und Josef Kraus sowie eine Urkunde über ihre außergewöhnliche Leistung. Schulen, die sich an der Aktion beteiligen möchten, können uns bis zum 30. April 2022 unter www.vds-ev.de/bestes-deutsch-abitur den Namen und die Adresse der Schule sowie das Datum der Zeugnisvergabe mitteilen.

Wer dem deutsch-affinen Nachwuchs ebenfalls unter die Arme greifen möchte: Mit dem dieser Ausgabe beiliegenden Überweisungsträger können Sie unsere Aktion unterstützen. SN

Neues aus der Geschäftsstelle

Fax-Nummer geändert

Die bisher bekannte Faxnummer der VDS-Geschäftsstelle ist nicht mehr gültig. Bitte nutzen Sie die Hauptnummer (0231 7948520), um ein Fax an zu schicken.

Sprachnachrichten als PDF

Nicht selten wird der Wunsch geäußert, den Versand der Sprachnachrichten in Papierform einzustellen und statt dessen nur eine Ausgabe als PDF-Datei zu erhalten. Das lässt sich jetzt für alle, die dies wünschen, entsprechend machen.

Bitte einfach eine kurze Nachricht oder einen Anruf an die VDS-Geschäftsstelle.

Mehr VDS für Mitglieder

Der VDS baut sein Angebot für Mitglieder im Internet aus. Dieser Bereich ist über die Adresse <https://mb.vds-ev.de> erreichbar. Mitglieder können sich hier durch die Rhetorik-Videos der Sprach- und Sprechwissenschaftlerin Verena Arnhold fortbilden. Derzeit stehen fünf Videos bereit. Außerdem gibt es Zugriff auf das vollständige PDF-Archiv der Sprachnachrichten sowie Filme.

Um auf die Inhalte zugreifen zu können, müssen sich Mitglieder mit ihrer E-Mail-Adresse anmelden, die sie in der VDS-Geschäftsstelle hinterlegt haben (falls Sie diese



Kostenfrei für VDS-Mitglieder: Tipps zum „Freien Sprechen“ von Verena Arnhold.

noch nicht mitgeteilt haben, bitte nachholen). Danach kann man ein Passwort selbst wählen und los geht's.



Franz Rader 90

Wer auf der Netzseite des VDS die Liste der prominenten Mitglieder durchblättert, findet dort überraschend viele hoch- und höchstrangige Diplomaten, die als Botschafter oder Minister ihre Heimatländer Deutschland und Österreich im Ausland vertreten haben. Einer davon ist unser Vereinsfreund Dr. Franz Rader aus Wien.

Als studierter Jurist wechselte er nach der Promotion in den diplomatischen Dienst unseres schönen Nachbarlandes Österreich und diente unter anderem in Griechenland, Kenia, Portugal und Südafrika, dort auch als Botschafter. In Südafrika erwarb er – neben einer umfangreichen Kompetenz in vielen klassischen und modernen Sprachen, die er ohnehin schon besaß – gründliche Kenntnisse in Afrikaans (eine der elf Amtssprachen, die es dort gibt). Der von ihm dazu verfasste Polyglott-Sprachführer erlebte mehrere Auflagen und ist bis heute im Internet zu kaufen.

Am 30. November 2021 wurde Franz Rader 90 Jahre alt. „Zeit unseres Lebens werden wir uns an die 2010er-Jahre als ein gol-



Ein Mann des Wortes und der Schrift.

denes Zeitalter erinnern, als wir noch durften, was wir seither nicht mehr dürfen, als wir noch konnten, was wir nun nicht mehr können, als vieles noch möglich war, was seither nicht mehr möglich ist. Wir meinten, mit Zuwanderung, Islamisierung, Terrorismus und Brexit riesige Probleme zu haben, und waren uns nicht bewusst, wie gut es uns ging.“ So schrieb er vor einem Jahr in einem Leserbrief in der Wiener Presse.

Lieber Herr Rader, das ist hoffentlich bald Vergangenheit. Mögen Sie noch lange mit uns sein, und auf ein baldiges corona-freies Wiedersehen in Ihrem schönen Wien.

Ihr Walter Krämer

Hannelore Pirlich 90

Am 25. Februar wurde unsere Vereinsfreundin Hannelore Pirlich 90 Jahre alt. Wie kaum eine andere verkörpert sie die starke Frauenriege im Aktivenkreis des VDS. Mitglied seit 1999, leitete sie acht Jahre lang die VDS Region 33 Braunschweig. Dort, im Braunschweiger Haus der Wissenschaft, (mit)organisierte sie auch die Vortragsreihe „Sprache und Öffentlichkeit“, in deren Rahmen auch der Schreiber dieser Zeilen die Ehre hatte aufzutreten.

Geboren wurde Hannelore Pirlich in Berlin. Als Kind wurde sie zum Schutz vor den alliierten Bomben nach Schlesien aufs Land verschickt und nach dem Krieg von dort mit ihren Eltern nach Niedersachsen vertrieben. Nach dem Abitur in Bad Harz-



Hannelore Pirlich setzt sich unermüdlich für die deutsche Sprache ein.

Foto: VDS-Archiv

burg 1952 arbeitete sie 30 Jahre als Fachfrau für Organisation und Betriebswirtschaft bei der Deutschen Post, danach als freiberufliche Gesundheitsberaterin.

Auf dass ihr möglichst viel von dieser Gesundheit noch lange erhalten bleibe!

Walter Krämer

Gudrun Luh-Hardegg 90

Viele Sprachfreunde kennen sie als sprachkundige wie sprachgewandte Autorin des wunderschönen Buches „Von der Schönheit unserer Sprache. König Midas zum Trotz“ (2003 im IfB-Verlag erschienen, ISBN 978-3-931-26337-9, einige Exemplare sind noch vorrätig).

Ihren Berufsweg begann Gudrun Luh-Hardegg aber nicht als Philologin, sondern als Krankenschwester; sie gründete und leitete dann lange Jahre eine Krankenpflegeschule in Bad Cannstatt bei Stuttgart. Heute lebt sie in dem bekannten Skiort Schruns im österreichischen Vorarlberg.

Die Liebe zur deutschen Sprache begleitet Gudrun Luh-Hardegg seit ihrer Jugend in einer Kolonie der deutschen Tempelgesellschaft in Palästina, eine in Württemberg entstandene pietistische Bewegung, die im Heiligen Land nach religiösem Frieden strebte. Dort wurde sie 1932 geboren. Im Jahr 1948 musste sie mit den letzten in Israel verbliebenen Mitgliedern der Tempelgesellschaft das Land verlassen und kam über Zypern nach Australien, wohin zuvor schon viele andere Gläubige ausgewandert waren. Dort erlernte sie ihren Beruf als Krankenschwester und kehrte dann nach Württemberg, dem Ursprungsland der Tempelgesell-



Eine Weltbürgerin mit einer geliebten Heimat in der deutschen Sprache.

Foto: VDS-Archiv

schaft, zurück. Dem VDS trat sie kurz nach Gründung bei und hat dessen Arbeit durch großzügige Spenden und persönliche Auftritte auf verschiedenen Vereinstreffen immer wieder tatkräftig unterstützt.

Mit 85 Jahren hat sie ihren sprachphilosophischen Forschungen dann sozusagen die Krone aufgesetzt: eine erfolgreich durchgeführte Promotion an der Universität Innsbruck – in einem Alter, in dem die meisten Hochschullehrer froh sind, wenn sie ihren Nachlass noch halbwegs gut geordnet hinterlassen – mit der Arbeit „Über den Begriff der Menschheit in Schillers theoretischen Schriften“. Das ist nahe am Weltrekord.

Am 25. Februar wurde Gudrun Luh-Hardegg 90 Jahre alt.

Bei ihr weiß man nie, was kommt. Wir sind gespannt.

Walter Krämer

Helga Lefelmann 80

Am 28. Januar wurde Helga Lefelmann, eine der ersten Frauen unter den VDS-Aktiven (Beitritt 1999), 80 Jahre alt. Die regelmäßigen Teilnehmer unserer jährlichen Bundesdelegiertenversammlung, die Helga Lefelmann als Vertreterin der Region Dortmund-Bochum kennen, halten das vielleicht für ein Gerücht. Von 2009 bis 2015 leitete Helga Lefelmann die VDS-Region 44, danach war sie weiter als stellvertretende Regionalleiterin aktiv.

Als Sprachlehrerin (studierte Romanistin und Anglistin) und später als Fachleiterin für Lehrerfortbildung bei der Bezirksregierung Arnsberg, hatte Helga Lefelmann Zeit ihres Berufslebens eine feine Antenne für Sprachprobleme und -eigenheiten aller Art. Etwa in der bilingualen Erziehung („Une personne, une langue“) oder im Ruhrpott-Dialekt: „Ich geh auf Gesamt!“ Auch war Sprache für sie immer ein Teil der Politik, deshalb war



Von Bochum über Arnsberg bis Saigon aktiv in der Vermittlung der deutschen Sprache.

Foto: VDS-Archiv

sie lange in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft aktiv. Heute ist sie zu den Anfängen ihrer didaktischen Laufbahn zurückgekehrt. In den Jahren 1967 und 1968 hat sie am Goethe-Institut in Vietnam Deutsch als Fremdsprache unterrichtet, jetzt hilft sie Flüchtlingen in Deutschland bei dem Erlernen der Landessprache. Da muss ich immer an die Umkehrung eines alten Sprichworts denken: Wer nicht rastet, rostet nicht.

Walter Krämer

VDS-Mitglieder einmal anders

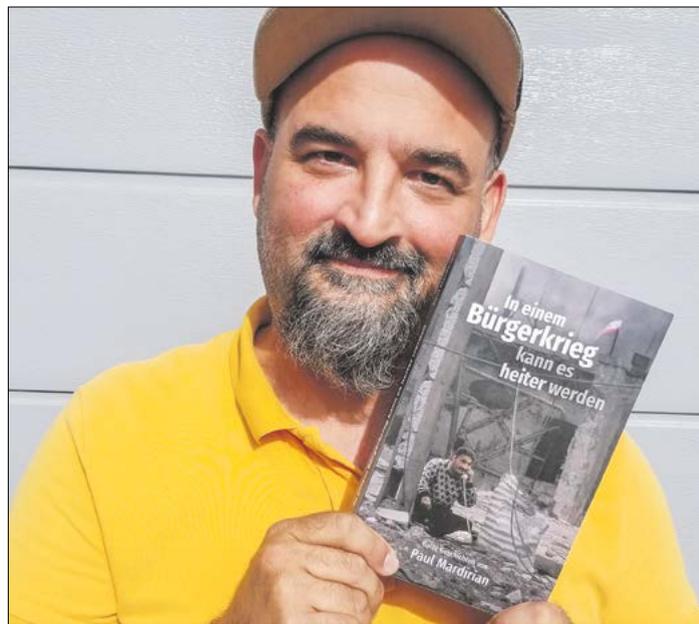
Paul Mardirian

Im libanesischen Bürgerkrieg von 1975 bis 1990 war Beirut eine geteilte Stadt. Die Fronten zwischen den sich bekämpfenden Milizen und den anderen Kriegsbeteiligten zogen sich quer durch die Stadtviertel. Während in einem Stadtteil gekämpft wurde, blieb es in Nachbarstadtteilen vergleichsweise ruhig. Die Bewohner versteckten sich während der Straßenschlachten und Artillerieangriffe oder verfolgten den Beschuss der Flugabwehr von den Balkonen aus. Die Innenstadt Beiruts wurde beinahe völlig zerstört, mindestens 90.000 Menschen starben.

In diesem Krieg aufgewachsen ist VDS-Mitglied Paul Mardirian, dessen Mutter aus Frankfurt stammt und in den Libanon zog, weil ihr Vater dort bis 1970 für die Lufthansa arbeitete. Deutsch wurde Paul Mardirians Muttersprache im wörtlichen Sinne. Er beherrscht außerdem Englisch und Arabisch, versteht Französisch und etwas Armenisch, weil sein Vater armenischer Abstammung war.

Mit 24, nach Abschluss seines Studiums, hat Mardirian den Libanon verlassen und ist zu Verwandten in den Taunus gezogen. Sein in Beirut erworbenes Architekturwissen konnte er beruflich einsetzen, indem er zunächst als technischer Zeichner und später am Frankfurter Flughafen arbeitete.

Paul Mardirian hat über den Krieg im Libanon ein Buch geschrieben. Es trägt den Titel „In einem Bürgerkrieg kann es heiter werden“. Auf dem Titelblatt ist ein zerstörter Wohnblock in Beirut zu sehen – eine Trümmerwüste. Mittendrin sitzt ein Mann im mittleren Alter und scheint zu telefonieren. „Der Titel meines Buches ist nicht so zu verstehen, dass im Bürgerkrieg viel Heiterkeit aufkommt“, erklärt Mardirian. Dazu seien einfach zu viele Menschen gestorben oder verletzt worden. „Aber mein Buch beschreibt auch den Alltag der Bewoh-



Paul Mardirian hat über den Bürgerkrieg im Libanon ein Buch geschrieben. Manches darin erinnert an die aktuellen Berichte über den Krieg in der Ukraine: „In einem Bürgerkrieg kann es heiter werden. Verlag Books on Demand 2021. 336 S., 14,99 €. ISBN 978-3-7543-1799-0

ner Beiruts in diesen Kriegszeiten, für die das Leben weiterging, auch wenn sie von Zeit zu Zeit Schutz im Kellergeschoss oder Treppenhaus suchen mussten.“ Deswegen schreibt Mardirian über Schul- und Uni-Erlebnisse, den häuslichen Alltag, Besuche am Strand oder Liebesgeschichten ohne Rücksicht auf Konfessionen. Besonders eindrucksvoll ist eine Begebenheit beim Halbfinale der Fußball-WM 1982 (Deutschland gegen Frankreich in der berühmten „Nacht von Sevilla“). Trotz fehlender Stromversorgung konnten manche Bewohner im belagerten West-Beirut das Spiel mittels Autobatterie und Schwarz-Weiß-Fernseher schauen – während im Hintergrund bombardiert wurde. Mardirian sagt, dass vieles in seinem Buch erfunden ist. „Aber die Grundlage ist wahr und zum Teil sehr autobiographisch. Erst im Nachhinein wurde mir klar, dass das gesamte Manuskript eine Art Zeitzeuge ist“.

Für Mardirian soll es nicht die letzte Veröffentlichung sein, sagt er. Er hat noch mehrere Manuskripte in der Schublade und viele Ideen für neue Geschichten, besonders Jugendthemen. „Am liebsten würde ich das Schreiben zu meinem Beruf machen“, hofft er. Kürzlich ist er zum Beiratsmitglied des „Selfpublisher-Verbands“ gewählt worden, einer Interessenvertretung für Autoren, die ihre Schriften im Selbstverlag veröffentlichen.

Zum VDS ist Mardirian über sein Interesse an sprachlichen Themen gekommen: „Das hat mir bei der Arbeit den Ruf des Sprachexperten eingebracht, so dass viele mit Formulierungsproblemen zu mir gekommen sind“, erinnert er sich. Später habe er die Bücher von Bastian Sick gelesen und im Zuge dessen vom VDS gehört.

Seit 1997 lebt er in Mörfelden-Walldorf, hat 2000 geheiratet und ist Vater einer Tochter. *Holger Klatt*

Deutsche Sprachtage 2022 in Lutherstadt Wittenberg

Die Deutschen Sprachtage 2022 finden vom 8. bis 10. September in Lutherstadt Wittenberg statt. Am Donnerstag (8. 9.) steht eine Bildungsfahrt auf dem Programm. Zu den Zielen werden die Paul-Gerhardt-Stadt Gräfenhainichen, der Wörlitzer Park und natürlich die Ausstellung zum 500-jährigen Jubiläum der Übersetzung des neuen Testaments gehören. Für die Eröffnungsveranstaltung (Freitag, 9. 9.) sowie für die Delegiertenversammlung mit Vorstandswahlen (Samstag, 10. 9.) steht das Wittenberger Stadthaus zur Verfügung. Details zum Programm der Deutschen Sprachtage 2022 und die Einladung der

VDS-Vorsitzenden erscheinen in der nächsten Ausgabe der Sprachnachrichten.

In Wittenberg sind unter dem Stichwort „*Deutsche Sprache 22*“ Zimmerkontingente in zwei Hotels für den VDS eingerichtet:

Acron Hotel Wittenberg, Am Hauptbahnhof 3, 06886 Lutherstadt Wittenberg, Tel.: 03491 43320, E-Mail: info@wittenberg-acron.de (Preis pro Einzelzimmer pro Nacht, inkl. Frühstück: 52,00 €; Preis pro Doppelzimmer pro Nacht, inkl. Frühstück: 75,00 €)

Luther-Hotel, Neustraße 7-10, 06886 Lutherstadt Wittenberg, Tel.: 03491 4580, E-Mail: info@luther-hotel-wittenberg.de (Preis pro Einzelzimmer pro Nacht, inkl. Frühstück: 74,00 €; Preis pro Doppelzimmer pro Nacht, inkl. Frühstück: 94,00 €)



Marktplatz der Lutherstadt Wittenberg

Foto: Kuller Keks / Pixabay

Kanadische Kunststudentin mit WB-Stiftungspreis ausgezeichnet

Am 15. Oktober 2021 wurde der WB-Stiftungspreis Wilhelm Busch wieder in Ebergötzen (bei Göttingen) verliehen. Der Preis wird alle zwei Jahre international ausgeschrieben und für die beste in deutscher Sprache verfasste Bachelor- oder Masterarbeit zum Thema „Zeichnung und Literatur“ vergeben; die Auswahl trifft eine von der Stiftung Deutsche Sprache eingesetzte Vergabejury.

Die Mitglieder der Jury haben sich in diesem Jahr für die Masterarbeit einer kanadischen Kunststudentin entschieden. April Fowlow, die aus Neufundland stammt, hat in ihrem Heimatland zunächst ein Bachelorstudium mit dem Schwerpunkt Bildende Kunst absolviert; für ihr Masterstudium im Studiengang Plastische Konzeptionen/Keramik wechselte sie 2018 an die Kunstuniversität Linz, wo sie im Juni 2021 ihre Abschlussarbeit mit dem Titel „Ein Moment im Fluss der Veränderung/A Moment in Flux“ vorlegte.

In seiner Laudatio erläuterte Prof. Dr. Roland Duhamel, Mit-



Die Preisträgerin April Fowlow (Mitte) nahm den WB-Stiftungspreis von den Jury-Mitgliedern Roland Duhamel, Barbara Kaltz (von links) und Katrin Redemann (2. von rechts) entgegen. Walter Battermann (ganz rechts), Stifter des Preises, nahm an der Preisverleihung teil.

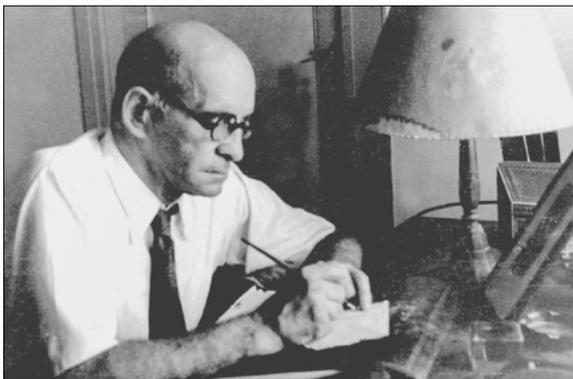
glied der Vergabejury und 2. Vorsitzender des VDS, April Fowlows Arbeit bestehe im Wesentlichen aus einer Auswahl ihrer Lithographien, die thematisch jeweils mit Gedichten (in englischer Sprache und in deutscher Übersetzung) korrespondierten. Weiter führte Roland Duhamel aus: „Der philosophische Überbau des Ganzen beruht auf zwei auf den ersten Blick widersprüchlichen Pfeilern, einer guten und einer schlechten Nachricht. Die gute lautet: Alles, was ist, ist gut und verdient es, bewahrt zu werden. Herrlich! Die schlechte [...]:

Nichts bleibt, alles vergeht. Bewahrung sei nicht möglich, das Höchste sei Erinnerung.“ April Fowlow demonstrierte in einer kurzen Erwiderung auf die Laudatio, dass sie in ihrer Studienzeit in Österreich auch bemerkenswert gut Deutsch gelernt hat.

Die kleine Ausstellung ausgewählter Werke, die die Preisträgerin gemeinsam mit Katrin Redemann (Göttingen; Mitglied der Vergabejury) vorbereitet hatte, stieß nach der Preisverleihung auf großes Interesse der – coronabedingt ausschließlich geladenen – Teilnehmer; auch ein

Exemplar der Masterarbeit mit den Zeichnungen und Gedichten lag zur Einsicht bereit. Bei dem anschließenden kleinen Imbiss im „Café Auszeit“ wurde noch weiter angeregt über den künstlerischen Ansatz der Preisträgerin debattiert.

Wie schon 2019 hat Stephanie Zabel von der Geschäftsstelle des VDS die Vorbereitung der Preisverleihung übernommen, und Katrin Redemann hat sich um die Organisation vor Ort gekümmert; ihnen ist ganz besonders für das Gelingen der Veranstaltung zu danken. Barbara Kaltz



Der 1882 in Prag geborene, in Wien aufgewachsene Leo Perutz war in der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg einer der meistgelesenen Erzähler deutscher Sprache.

Erstes Seminar im VDS-Bücherclub

Im neuen VDS-Bücherclub nehmen Mitglieder des Jungen VDS klassische und moderne Literatur unter die Lupe. Ihr erstes Projekt trägt den Titel: Leo Perutz – zwischen Worten Zahlen und Kunst. Innerhalb eines einmonatigen Seminars wird ein Sammelband von vier Kurzgeschichten des Wiener Autors Leo Perutz – veröffentlicht vom Brot und Spiele Verlag – gemeinsam bearbeitet und analysiert. Alle Teilnehmer erhalten dafür ein Exemplar des Bandes aus dem Verlagsprogramm. Angeleitet wird das Seminar vom Verlagsgründer, Dr. phil. Max Haberich.

Neben einer Betreuung des Analyseprozesses wird Haberich

den Teilnehmern auch einen Einblick in das tragische Leben Perutz' geben: Der jüdische Autor musste nach dem Anschluss Österreichs 1938 aus seiner Heimat fliehen. Die Seminarergebnisse werden abschließend im IFB Verlag in Form eines Kommentarbandes veröffentlicht.

Der Bücherclub will in Zukunft regelmäßig dem Jungen VDS Seminare dieser Art anbieten. Dabei wird er künftig von der Verlagsgruppe Husum unterstützt. Arbeitslektüren können dort zu vergünstigten Konditionen bezogen werden.

An dieser Stelle geht ein herzlicher Dank für diese Kooperation an die Verlagsgruppe Husum. SN

Neue Aufkleber

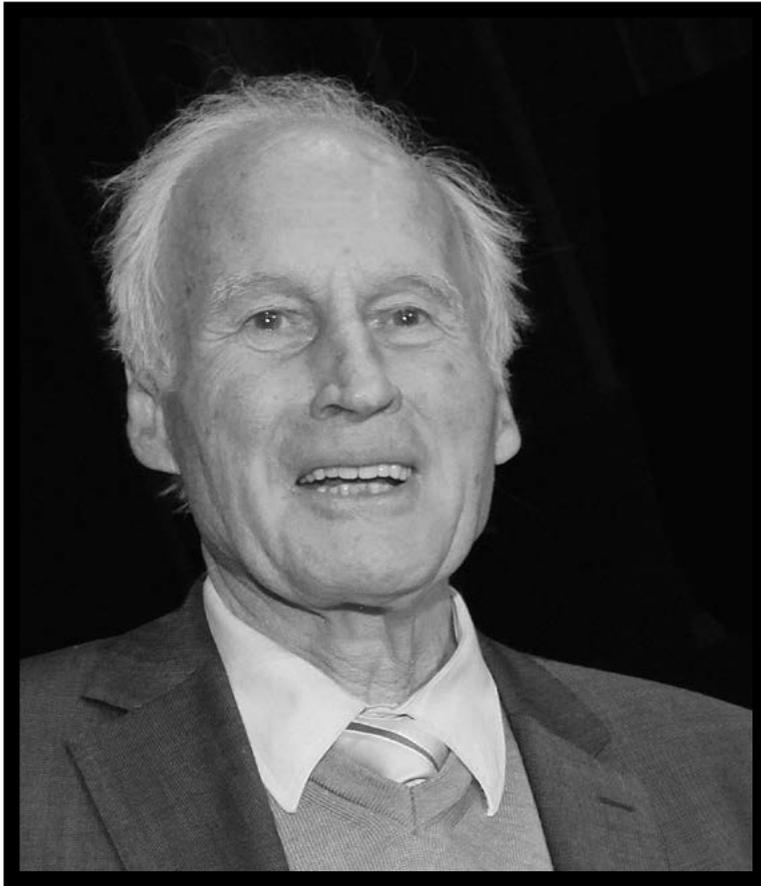
Diese Aufkleber können Sie in der Geschäftsstelle (Postfach 10 4128, 44041 Dortmund) bestellen: Schicken Sie uns einfach einen frankierten Rückumschlag, wir füllen diesen dann auf, soweit das Porto reicht.

Schlagzeile des Jahres gesucht

Seit 2010 organisiert der VDS die Aktion „Schlagzeile des Jahres“. Gewonnen hatte damals die ZEIT mit „Krieger, denk mal!“. Der Sieger 2022 war der Podcast „Und nun zum Sport“ der Süddeutschen Zeitung mit „Katarstimmung beim FC Bayern“. Auch für 2022 werden wieder Vorschläge erbeten: Formlos mit Betreff „Schlagzeile des Jahres“ an die Adresse info@vds-ev.de.

Einsendungen, die es unter die ersten zehn schaffen, werden mit einem Exemplar der „121 Edelsteine der deutschen Sprache“ belohnt.

Mitglieder der Jury sind der Vorsitzende des VDS, Prof. Walter Krämer, die Germanistin Stephanie Zabel aus der Geschäftsstelle des VDS, der Journalist und Schriftsteller Harald Martenstein sowie der Sprachwissenschaftler Horst Haider Munske. SN



Eberhard Schöck †

Am 19. Januar ist unser Vereinsfreund und Begründer des Kulturpreises Deutsche Sprache, Eberhard Schöck, in Spanien im Kreise seiner Familie verstorben. Er wurde 86 Jahre alt. Neben Gerhard Juncker und Dietmar Kinder ist Eberhard Schöck einer von insgesamt nur drei Trägern der goldenen Ehrennadel des VDS. Diese wird von einer Goldschmiedin handgefertigt und würdigt ganz besonders herausragende Leistungen und Verdienste für die deutsche Sprache und für den VDS.

Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern, wie vor 23 Jahren ein erfolgreicher Bauunternehmer aus Baden-Baden an meine Bürotür an der TU Dortmund klopfte und sich als Vereinsmitglied mit einem besonderen Anliegen zu erkennen gab: Es sei nicht damit getan, über den Sprachverfall nur zu jammern, man müsse ganz im Gegenteil die positiven Seiten der deutschen Sprache feiern. Und das haben wir dann gemeinsam 20 Jahre lang getan.

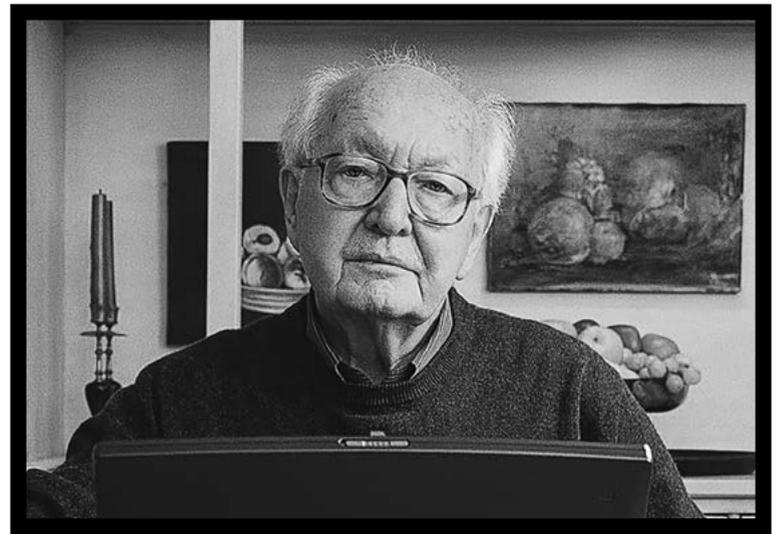
Viele Leser dieser Zeilen waren bei den jährlichen Preisverleihungen in Kassel dabei und konnten sehen, wie Eberhard Schöck bekannten Personen der Zeitgeschichte wie Ljudmila Putina, Rolf Hochhuth, Udo Lindenberg, Dieter Nuhr oder Lorient die Urkunde für den Jacob-Grimm-Preis in die Hände drückte, im-

mer mit dem beeindruckenden Porträt des Namensgebers im Hintergrund. An den letzten Preisverleihungen konnte er allerdings krankheitsbedingt nicht mehr selber teilnehmen.

Seinen Lebensweg hat Eberhard Schöck am 26. April 1935 in Nürtingen begonnen. Nach der mittleren Reife absolvierte er eine Maurerlehre und hat dann nach verschiedenen Praktika an der Fachhochschule Stuttgart und später in Hamburg Bauingenieurwesen studiert. Schon mit 27 Jahren gründete er die Firma Schöck Bautrupp, die dann im Lauf der Jahre zu einem Großunternehmen wurde, dessen Produkte viele Leser dieser Zeilen, die meisten ohne es zu wissen, in ihren Wohnungen und Häusern nutzen. Der von Eberhard Schöck entwickelte „Isokorb“ zum Beispiel verhindert Wärmebrücken bei Balkonen.

Seit 1961 war Eberhard Schöck verheiratet mit seiner ebenfalls in Sprachdingen sehr aktiven Frau Sabine (mehrere Gedicht- und Märchenbände, Organisation von Literaturtreffs). Auch sie und ihre Kinder waren regelmäßige Gäste bei den Kulturpreisfeiern in Kassel, Tochter Felicitas sogar als Mitglied der Jury. Wir verlieren mit Eberhard Schöck einen warmherzigen Menschen, klugen Unternehmer und großen Freund der deutschen Sprache.

Walter Krämer



Harald Weinrich †

Im Alter von 17 Jahren kam Harald Weinrich, 1927 in Wismar geboren, erstmals mit der Sprache in Berührung, die sein berufliches Leben prägen sollte. In einem Kriegsgefangenenlager lernte er seine ersten Vokabeln Französisch. Zehn Jahre später promovierte Weinrich in Münster und wurde nur weitere fünf Jahre später, im Alter von 32 Jahren auf eine Romanistik-Professur nach Kiel berufen.

Weinrich wurde zu einem der am meisten geachteten deutschsprachigen Sprach- und Literaturwissenschaftler. Seine Bücher und Schriften tragen klangvolle Titel: „Das Ingenium des Don Quichottes“ (seine Dissertation 1954), die „Semantik der kühnen Metapher“ (1963), „Die Linguistik der Lüge“ (1966), „Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens“ (1997) und natürlich „Tempus“ (1964) – eine strukturalistische Analyse der französischen Zeitformen, die später besonders Französischschülern in Deutschland den Weg in diese Sprache ebnete. Die Kategorie Tempus beschäftigte Weinrich sein Leben lang. Er öffnete einen neuen Blick auf das Tempussystem der Sprache und sah die Zeitformen nicht nach den Zuständen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gegliedert, sondern durch unterschiedliche Sprecherhaltungen zur Wirklichkeit begründet: eine erzählte und eine besprochene Welt, von der nicht berichtet, sondern die kommentiert wird.

Aus dem gesamten Werk Weinrichs spricht der Wunsch die Wissenschaften von der Sprache und die von der Literatur miteinander zu verbinden. Weinrich war Romanist, Linguist und Literaturwissenschaftler – und darüber hinaus Schriftsteller, Essayist und Lyriker. Ihm lag die öffentliche Stellung der

Sprache(n) am Herzen“, weswegen er gerne den von Leibniz geprägten Begriff Sprachkultur verwendete: „Aus diesen gewissermaßen basisdemokratischen Gründen halte ich einen kunstvoll geformten Umgang mit der Sprache für erforderlich für das Gedeihen eines demokratischen Staatswesens“, sagte er einmal in einem Interview.

Mit dem Institut für Deutsch als Fremdsprache an der LMU München begründete er 1978 das universitäre Fach Deutsch als Fremdsprache. Für Weinrich war wichtig, dass Sprachen nicht als etwas abstraktes gelernt werden, sondern im Gebrauch. Seine beiden bis heute maßgeblichen Textgrammatiken der französischen (1982) und der deutschen (1992) Sprache sind eindrucksvolles Zeugnis für diesen Ansatz. Für ihn war es wichtig, dass „Sprachen auf den Schulen so gelehrt werden könnten, dass im Lernprozess Ereignissituationen entstehen, die weit ins Leben hineinragen“.

Die lange Liste seiner Gastprofessuren, Preise und Ehrendoktorwürden ist schwer zu überblicken. Die Krönung war sicherlich die Professur am Pariser Collège de France, die er von 1992 bis zu seiner Emeritierung 1998 innehatte – als erster deutscher Wissenschaftler überhaupt.

Seit 1999 war er auch Mitglied im VDS. „Unter vielen fremden Sprachen, deutsche Sprache bleib präsent! Du hast keinen Platz gefunden, wo man nachbarlich dich kennt. Deutsch sei für uns die Sprache, die man Sprache Goethes nennt“, dichtete Weinrich zum 20-jährigen Geburtstag des VDS für die Sprachnachrichten.

Am 27. Februar ist Harald Weinrich im Alter von 94 Jahren in Münster gestorben.

Holger Klätte

Gökotta, Naz und Kundung

Wir Deutschen freuen uns ja über jeden „Rucksack“ und „Kindergarten“, den wir sprachlich exportiert haben. Aber auch andere Wörter haben es über die Landesgrenzen in die große, weite Welt gebracht, z. B. „unheimlich“, das vom englischen „uncanny“ nur unzureichend übersetzt werden kann. Andere Wörter haben überhaupt keine Übersetzung, es gibt sie ausschließlich in der Landessprache – sie brauchen entweder eine sehr lange Übersetzung oder sind so kurz und prägnant, dass sofort jeder weiß, was gemeint ist. David Tripolina hat das zum Anlass genommen und für den Titel seines Buches mit „den schönsten Wörtern der Welt“ ein isländisches genommen: „Bambusbjörn“. Das ist ein Panda. Auf Isländisch.

Neben vielen deutschen, österreichischen und schweizerischen Wörtern wie „Pillepalle“ (Kleinkram), „Fetzenschädel“ (Dummkopf) und „Bettmümpfeli“ (kleiner Snack vor dem Schlafgehen) gibt es auch weitgereiste Wörter, die eine poetische Übersetzung haben. So bezeichnet „Gökotta“ (Schwedisch) z. B. das frühmorgendliche Aufstehen, um die Vögel singen zu hören. „Naz“ (Urdu) meint den Stolz, den man empfindet, weil man von jemand anderem begehrt wird. Und wenn der Koreaner das Wehen der Baumwipfel im Wind sieht, spricht er von „Kundung“.

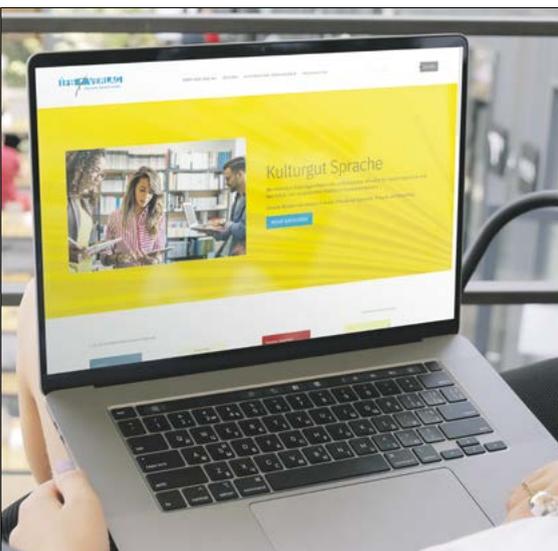
„Panda heißt auf Isländisch Bambusbjörn“ ist ein kurzweiliges Buch für alle, die Spaß an Sprache haben, und zwar fernab trockener Fakten. Manchmal sind die einzelnen Wörter alphabetisch, mal thematisch sortiert, das wirkt an einigen Stellen unstrukturiert. Es mindert aber nicht den eigentlichen Lesespaß.

Doro Wilke

David Tripolina: „Panda“ heißt auf Isländisch „Bambusbjörn“. Die schönsten Wörter der Welt. 144 S., Yes Publishing München 2021. 9,99 €. ISBN 978-3-96905-039-2.



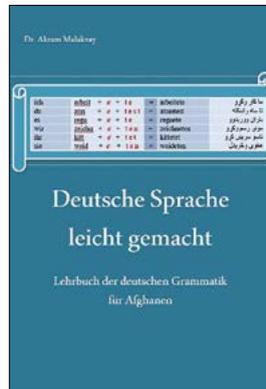
IFB Verlag neu im Netz



Der IFB Verlag Deutsche Sprache hat endlich wieder eine eigene Netzseite. Nachdem der bisherige Netzauftritt durch ein Schadprogramm unbrauchbar wurde, war der Verlag monatelang im Netz nicht zu finden. Nun gibt es einen neuen, übersichtlichen Auftritt mit direkter Bestellmöglichkeit im Buchladen und Infos über das gesamte Buchangebot: www.ifb-verlag.de

www.ifb-verlag.de

IFB VERLAG
Deutsche Sprache GmbH



AKRAM MALAKZAY

Deutsche Sprache leicht gemacht

Lehrbuch der deutschen Grammatik für Afghanen

820 Seiten, kart., 75,00 Euro

ISBN 978-3-949233-03-6

Paschtunisch (Eigenbezeichnung: Paschto) ist eine Sprache in Afghanistan und Pakistan, die von rund 60 Millionen Menschen als Muttersprache gesprochen wird. In Afghanistan ist Paschto neben Persisch (Dari) eine der Amtssprachen.

Die Situation des afghanischen Bildungswesens ist seit der Zeit des Bürgerkrieges (1991–1994) sehr problematisch und durch die politischen Entwicklungen im Herbst 2021 nicht einfacher geworden. Bis heute herrscht an Schulen und Universitäten ein großer Mangel an

Lehrbüchern. Auch die Verstärkung des Faches Deutsch als Fremdsprache leidet unter dieser Tatsache, besonders auch, weil es bisher keine geeignete deutsch-paschtunische Lerngrammatik gab. Diese Lücke wird durch das Buch „Deutsche Sprache leicht gemacht“ nun geschlossen.

Das Grammatik-Lehrbuch ist als Lerngrammatik für paschtunische Muttersprachler angelegt und auf 820 Seiten mit zahlreichen sprachvergleichenden Inhalten versehen. Es ist ausdrücklich zunächst auf Lernanfänger des Deutschen als Fremdsprache ausgerichtet, beginnt also beim Laut und beim Buchstaben der deutschen Standardsprache.

Es sind alle Niveaustufen des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens berücksichtigt. Die Kapitelgliederung erfolgt nach Wortarten und führt weiter über die Wortbildung und Morphologie zu Tempusformen und zur Syntax sowie zu komplexen Sprachstrukturen, die dem Niveau C2 entsprechen. Die didaktische Progression der Grammatik ist vor allem auf den gesteuerten Spracherwerb ausgerichtet, ermöglicht aber durch zahlreiche Anwendungsbeispiele auch das Selbstlernen.

Jedes Kapitel ist mit praktischen Übungen versehen, so dass die Grammatik auch als Arbeitsbuch eingesetzt werden kann, um das Gelernte zu wiederholen und zu festigen.

Der Autor Dr. Akram Malakzay hat bereits ein deutsch-paschtunisches Wörterbuch (Großes Wörterbuch Deutsch-Paschto, erschienen 2009 im Buske Verlag) herausgegeben.



Edelsteine

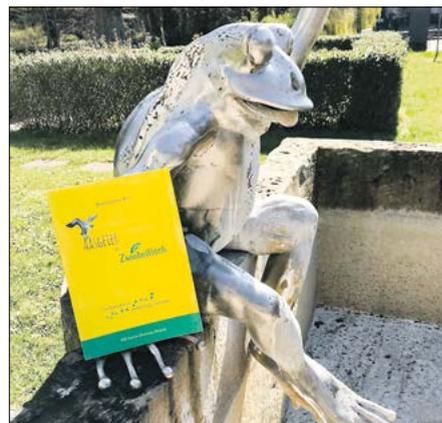
121 Sternstunden deutscher Sprache vom Nibelungenlied bis Einstein, von Mozart bis Loriot

3. Auflage. 653 Seiten. Leinen gebunden.
24,90 Euro. ISBN 978-3-942409-57-5

Eine wahre Wundertüte voller überraschender Entdeckungen!
(Lesefutter)

Eine abenteuerliche Entdeckungsreise steht damit bevor!
(Wiener Sprachblätter)

Insgesamt ein dickes, lohnendes Buch für Sprachfreunde und solche, die es werden wollen. (Westfalenpost)



HERMANN JOSEF ROTH

Aaseier bis Zwiebfisch

Ein Gänsemarsch mehrdeutiger Tiernamen

124 Seiten. 9,90 Euro.

ISBN 978-3-942409-79-7

Dem Erfindungsreichtum unserer Sprache verdanken wir Wörter, die aus zwei Begriffen zusammengesetzt sind. Im Bereich der Zoologie finden wir eine Fülle von bildhaften Kombinationen, die zwei bis mehrere Deutungen solcher Wörter erlauben und in verschiedene bis unerwartete Wissensgebiete führen.

IFB VERLAG DEUTSCHE SPRACHE

Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn

info@ifb-verlag.de; Telefon 0 52 51 - 31 06 02

Warum Schulen scheitern

Dr. Tomas Kubelik ist ein 44-jähriger tschechisch-stämmiger österreichischer Gymnasiallehrer für Deutsch und Mathematik. In seinem Buch nimmt er sich der wichtigsten Probleme der heutigen österreichischen Schule an. Indem er dies tut, schreibt er auch über die deutsche Schule. Zumindest dem Rezensenten scheint es so: Er hat 40 Jahre an deutschen Schulen unterrichtet.

Im pädagogischen Gewerbe werden gern Phrasen gedroschen. Kubelik ist ein Autor, der genau formuliert. Deshalb ist man sofort im Bilde, wenn man Kapitel-Überschriften wie diese liest: Aufklärung oder Betroffenheitserziehung? Wissen zerfällt nicht exponentiell. Der Verlust der Autorität. Die Herrschaft von PISA. Entökonomisierung und Entpolitisierung. Schluss mit der Reformitis. Zu dieser Aufplatterei ministerieller Hennen sagt Kubelik: Es besteht [...] die ernsthafte Gefahr, dass Schule zur Dauerbaustelle und zum Spielball parteipolitischer Interessen wird und dabei ihre ursprüngliche Bestimmung in Vergessenheit gerät. Das ist milde formuliert. Der Fall ist ja längst eingetreten! Um der Arbeit der Schule aufzuhelfen, verweist Kubelik auf Altbewährtes: auf hohe Fachkenntnis als grundlegende Kenntnis eines Lehrers, auf die Notwendigkeit einer genauen und reichen Unterrichtssprache, darauf, dass im Unterricht Zeit und Raum zum Nachdenken gewährt wird, gar



Muße. Kubelik hält die Orientierung auf leere „Kompetenzen“ für falsch, spricht sich für gegenständliches Lernen aus. Schließlich wünscht er sich eine größere schulische Autonomie. Und er findet, dass private Schulen die Schullandschaft bereichern. Das findet der Rezensent ebenfalls – weist aber darauf hin, dass sich unter gegebenen gesellschaftlichen Umständen die öffentliche Schule endgültig als eine für die da unten und die private als eine für die da oben entwickeln kann.

Kubelik hat seinem Buch einen Untertitel gegeben: Betrachtungen eines Praktikers. Jeder, der die Praxis kennt, wird nach der Lektüre des Buches dem Untertitel beipflichten. Auf die Stimme der Praxis wird aber weder in den Fakultäten und Ministerien noch in den Medien gehört. Es ist allein der bürokratisch-akademistische Komplex, der sich zur Geltung bringen kann: Professorinnen und Professoren, die nie unterrichten haben und ihre Modemeinungen für Wissenschaft halten, und Politikerinnen (kaum noch Politiker), die nicht auf schulische Bildung aus sind, sondern auf die Beglückung der Menschheit. Zu der taugt die Schule nicht. Sie ist als Einrichtung sozialer Vererbung entstanden, als eine zur Reproduktion gesellschaftlich entwickelter kultureller Fähigkeiten, besonders von Arbeitsvermögen. Daraus, dass Ministerien und Fakultäten diesen Daseinszweck der Schule verleugnen, folgt der sattsam bekannte Mangel an schulischer Bildung.

Kritische und zugleich konstruktive Bücher wie das von Kubelik sind deshalb notwendig.

Horst Hensel

Tomas Kubelik: Warum Schulen scheitern. Betrachtungen eines Praktikers. Format Verlagsgesellschaft Gera 2021, 295 S., 23 €, ISBN 978-3-946964-48-3

Das Apriori – jetzt noch tiefer erforscht

Das Thema des Buches weist starke philosophische Prägung auf. Sie tastet innerhalb dieser Disziplin vor allem die philosophische Anthropologie, die Erkenntnistheorie, aber auch Ethik an. Der Autor bezeichnet sich als Anhänger des Transzendentalismus, schlägt jedoch mutig die neue Fassung dieser Methode vor. Kant hat ja von dem Apriori, also von den vor-empirischen Anlagen in der reinen Vernunft berichtet.

Wolfstädter geht jedoch in seiner Untersuchung viel gründlicher auf die Spuren des Apriori, indem er die „kopernikanische Wende“ akzeptiert. In dem entwickelten Projekt will er beweisen, dass das Kantische Apriori noch ein anderes Apriori besitzt, welches durch die reflexive Methode nicht nur in der „reinen“ Vernunft, sondern in dem Menschen selbst, und zwar noch – metaempirisch – „vor seiner Objektivität als Leib“ gesucht und festgestellt werden kann. Es verschwindet die Subjekt-Objekt-Dichotomie und „die Objektivität des Bewusstseins will nicht anders heißen, als dass das Bewusstsein (an sich) sich selbst ... zum Objekt des Subjekts erklärt“ (S. 37). Man kann diese Methode Transzendentalismus zweiten Grades nennen, der Autor gebraucht hier aber, völlig richtig, die Bezeichnung: „ausgeweiteter Transzendentalismus“ (S. 40).

Erforscht wird das im Buch vorgeschlagene Apriori mit unterschiedlichen Mitteln. Das Bewusstsein „an sich“, identisch noch mit Leib, wird, bevor es als „Phänomen“ erscheint, von mehreren Seiten beleuchtet. Der Autor beschäftigt sich in seinem Vorhaben mit der philosophischen Anthropologie, mit der Ethik, oder greift auf die Ebene der Sprache zurück.

Bestimmt ist das Buch für einen mit den Geisteswissenschaften, besonders mit der Methodologie von Immanuel Kant vertrauten Leser. Nicht besonders leicht ist die Sprache und die Beweisführung – beide Faktoren erinnern an die Ausdrucksweise von Immanuel Kant und an seinen hochentwickelten Schreibstil. Der Autor darf in seiner Werkstatt entschuldigt und richtig eingeschätzt werden, (a) die Materie des Buches ist tief und fein philosophisch, (b) die deutsche Sprache als solche ist – im Vergleich zu den anderen – reich an zusammengesetzten Worten, sowie auch an genau solchen und langen Sätzen, vor allem aber (c) wie Wilhelm von Humboldt in einem Brief an Beer schön die Stellung zu Kant formulierte: „ich lese jetzt Kant ... Die Kritik ... ist schwer, muss ich gestehen, aber die Mühe lohnt sich sehr“. Diese Bemerkungen gelten völlig auch für die Lektüre des Buches von Wolfstädter.

Bolesław Andrzejewski

Ulrich Thomas Wolfstädter: Die Objektivität des Bewusstseins, Verlag Frank & Timme Berlin 2021, 782 S., 98,00 €, ISBN 978-3-7329-9255-3.

Titel auch als elektronisches Buch (PDF mit DRM) erhältlich: 110,00 €, ISBN 978-3-7329-9255-3



Der Anglizismen-Index ist ein Verzeichnis von englischen Wörtern und Wendungen, die in die deutsche Sprache im deutschen Wortschatz belegbar sind. Jedes Jahr erscheint eine neue aktualisierte Ausgabe des Buches. Wir freuen uns schon jetzt auf die Ausgabe 2022.

Der Anglizismen-Index Deutsch statt Denglisch Ausgabe 2022

ca. 382 Seiten, kart., 16,00 Euro
ISBN 978-3-949233-05-0

„So stark der Zuwachs an Anglizismen auch sein mag, es bleibt Verlass auf den Anglizismen-Index, der immer aktuell und zeitgemäß deutsche Alternativen bereithält und dadurch wohl jeden Leser zum Nachdenken anregt, ob es denn wirklich ein ‚Zoomcall‘ sein muss oder nicht vielleicht doch eine Videokonferenz sein darf.“
Anna Kehrt, Sprachnachrichten

Ihre Bestellungen können Sie uns gerne an info@ifb-verlag.de senden!

Sobald das Buch erschienen ist, informieren wir Sie und schicke Ihnen das Buch zu.

Königliches Kästchen

Alfred Becker, studierter Anglist und Theologe, hat eine ganz besondere Passion: das Runenkästchen von Auzon. Dabei handelt es sich um ein kleines aus Walknochen geschnitztes Objekt, das wohl in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts in Northumbrien, dem Nordosten Englands, entstanden ist. Über verschlungene Wege fand es seinen Weg ins französische Auzon, wo es vom Kurator des Britischen Museums, Augustus W. Franks, erworben wurde. Einzigartig an dem Kunstobjekt ist dessen motivische Tiefe, die es als besonderes Dokument einer synkretischen Darstellungsform auszeichnet.



Christliche Motive ergänzen sich fließend mit magischen Beschwörungs-, Bild- und Runenformeln. Kenntnisreich zeichnet der Autor ein zusammenhängendes Bild seiner über 50-jährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Kunstobjekt. Teilweise liest sich die Abhandlung wie ein wissenschaftlicher Kriminalroman, wenn immer neue begründete Deutungsweisen erschlossen werden und der Nebel, der über dem Kästchen lag, sich zu lüften beginnt. Gleichzeitig werden historische Zusammenhänge, Zahlenmystik und Runen näher erläutert, um die gesamte Entstehungsgeschichte und die Deutung der Darstellungen verstehen zu können.

Gerade für Leser, die ein Interesse am Frühmittelalter haben, handelt es sich um ein äußerst lesenswertes Buch. *Frank Reimer*

Alfred Becker: Franks Casket. Das Runenkästchen von Auzon. Magie in Bildern, Runen und Zahlen. 2021 Berlin. Verlag Frank & Timme. 301 S. 49,80 €. ISBN 978-3-7329-0738-0

Weitere Gender-Kampfschrift

Mit Kriegsbegriffen haben es die Gender-Befürworter – und das, obwohl sie sich in ihren Absichten betont friedlich geben. Nach Henning Lobins „Sprachkampf“ setzt jetzt auch die ehemalige ZDF-Nachrichtensprecherin Petra Gerster auf martialische Meinungs-mache. „Vermintes Gelände“ heißt das Buch, das sie gemeinsam mit ihrem Mann Christian Nürnberger geschrieben hat. Das Ziel: das weite Feld der Sprache zu untersuchen und einen Weg zu finden, im vermeintlich „verminten“ Umfeld der Sprache eine Brücke zu schlagen zwischen den verschiedenen Positionen. Das gelingt nicht, denn die Argumentation bleibt einseitig.



Die Vorteile des Genderns werden emotional beleuchtet, ein kritischer Blick auf einschlägige Studien, die das Gendern stützen, bleibt aus. Veränderungen, wie die des Begriffs PoC (People of Color) hin zu BIPoC (Black, Indigenous, People of Color) werden nahezu ungefiltert auf die Situation in

Deutschland übertragen. Interesse am Gegenüber werde per se als übergriffig dargestellt („Wo kommst du her?“), dem Fragesteller wird so eine rassistische Haltung unterstellt. Umfragen zum Gendern werden in Zweifel gezogen – weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Ein ganzes Kapitel widmen Gerster und Nürnberger dem VDS bzw. dem Vorsitzenden Prof. Walter Krämer. Auch hier bleibt es bei der Wortwahl einer Kampfschrift: „Krämers Waffenladen“ heißt das Kapitel, das sprachliche Vergleiche zwischen Krämers Aussagen und denen des AfD-Politikers Jörg Meuthen zieht. Dass Kolonnen oder Meinungsartikel eines Einzelnen anders getextet werden als ein objektiver Artikel scheint Gerster, eine gelernte Journalistin, vergessen zu haben. Subtil unterstellen sie und ihr Mann, dass der VDS ein Ableger der AfD sei („Wir wissen nicht, ob der VDS schon immer so AfD-nah war [...]“), auch für eine Herabwürdigung renommierter Sprachwissenschaftler, die die Expertisen des VDS stützen, sind sich die Autoren nicht zu schade.

Gerster und Nürnberger kratzen in ihrem Buch durchaus an interessanten und wichtigen Fragen zur Sprachentwicklung, sie versäumen es aber, ergebnisoffen und balanciert zu berichten. Das eigene Erwachen hin zum verständnisvollen und gendernden Individuum wird als höher bewertet als berechnete Zweifel. Als Sittenbild der woken Blase ist das Buch durchaus eine Empfehlung wert – als umfassender Blick auf die Sprachentwicklung und deren Herausforderungen taugt es jedoch nicht. *Dorota Wilke*

Petra Gerster, Christian Nürnberger: Vermintes Gelände – Wie der Krieg um Wörter unsere Gesellschaft verändert. Die Folgen der Identitätspolitik. Heyne Verlag, München 2021. 224 S. 16 €. ISBN 978-3-4536-0610-4

Gut geschüttelt

Schüttelreime rechnet die Literaturwissenschaft mitunter zur Gattung „Unsinnspoese“ – ein Spiel, bei dem ein gegebener Sprachstoff vom sinnvollen zum unsinnigen Zeichen verändert wird, bei dem aber der sinnvolle Hintergrund stets durchschimmert. Beim Schüttelreim werden die Anfangskonsonanten von zwei oder mehreren reimenden Silben oder Wörtern eines Reimpaars so zusammengefügt, dass sie einen neuen Sinn ergeben. Die richtige Schreibung der Wörter ist dabei weniger wichtig, Hauptsache es reimt sich.

„Die deutsche Sprache ist für Schüttelreime ideal geeignet“, schreibt Paul Pfeffer in seinem Gedichtbuch „Gut gerührt ist halb geschüttelt“. In keiner anderen Sprache ließe sich so gut schütteln wie im Deutschen. Was nicht heißen soll, dass es einfach ist. „Man muss eben drauf kommen“, so Paul Pfeffer und legt hier eine recht umfangreiche Sammlung von wirklich gelungenen Exemplaren vor. Ein einfacheres Beispiel: *Männerfüße!*

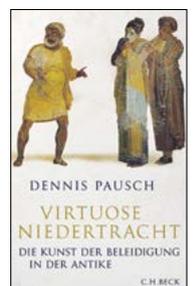
Sie schrieb beim Anblick seiner Füße ein Preisgedicht von feiner Süße.



Griechische Verhältnisse

Nein, es geht nicht um die Eurokrise. Inhalt von „Virtuose Niedertracht. Die Kunst der Beleidigung in der Antike“ ist ein Zweig der antiken Rhetorik. Und diese Kunst wurde bereits bei den ehrwürdigen Griechen und Römern erschöpfend angewandt, weiß Dennis Pausch, Professor für Klassische Philologie an der TU Dresden. Er beschäftigt sich mit den schönsten Beleidigungen der Antike: ein Florilegium der Niedertracht, wie der Autor es nennt. Die teils derben Formulierungen werden nicht nur zeithistorisch erklärt, sondern ebenso in einen gesellschaftlichen Kontext gesetzt, welche es bis heute nachwirken.

Antike Autoren im Lichte des modernen Battle-Rap? Pausch gelingt es in seinem Buch wissenschaftlichen Anspruch in eine gut lesbare Form zu bringen – eine vollkommen andere Perspektive auf das antike Geistesleben. *Frank Reimer*



Dennis Pausch: Virtuose Niedertracht. Über die Kunst der Beleidigung in der Antike. C. H. Beck Verlag, München 2021, 223 S., 22 €. ISBN 978-3-406-76623-7



Moin!

von Hamburg bis Kolding

Ulla Weinreich,
Michael Bach Ipsen (Hrsg.)

GRENZSPRACHEN

203 Seiten, 21,40 Euro

ISBN 978-3-942409-96-4

Sprachen: Deutsch und Dänisch

Niederdeutsch, Friesisch, Hochdeutsch, Dänisch und Synnejsk – erleben Sie die Sprachen der Grenzregion! Erfahren Sie, warum man von hier bis zur Elbe den ganzen Tag mit *Moin!* begrüßt wird, oder genießen Sie die Beiträge über die Literatur der Herzogtümer des 19. Jahrhunderts und die stärkste Mundart Dänemarks.

Deutsch-dänisches
Freundschaftsjahr 2020

Modersmål-
Selskabet

Ein längeres Exemplar: *Meer für Anfänger*
Der Strand besteht aus reinem Sand
das Meer beginnt an seinem Rand.
Bei Ebbe hast Du Niederwasser,
doch bei Flut wird's wieder nasser.
Und gibt es einmal keinen Wind,
dann musst du nicht gleich weinen, Kind.

Im letzten Viertel des Buches wechselt Pfeffer die Gedichtform, bleibt aber bei der Unsinnsliteratur, in dem er noch einige Limericks dichtet.

VDS-Mitglied Paul Pfeffer stammt aus Bad Sobernheim an der Nahe und schreibt außerdem vor allem Krimis. 2015 landete er mit dem Eifel-Krimi „Das Sterbezimmer“ auf dem 3. Platz beim Deutschen Kurzkrimi-Preis. *Holger Klätte*

Paul Pfeffer: Gut gerührt ist halb geschüttelt. Schüttelreime und Limericks. Edition Pauer. Kelkheim 2021. 212 S., 11,80 €. ISBN 978-3-947930-21-0

ZWISCHENRUF

Über Wellen und Brecher

Die martialischen Maßnahmen gegen Covid-19 // Von Matthias Seelig



Metaphern haben in dieser Corona-Pandemie Hochkonjunktur und je martialischer, militaristischer oder auch nur Kraft suggerierender sie daher kommen, umso überzeugender scheinen sie den Autor der jeweiligen Aussage in Szene zu setzen. So hat es eine verbale Expression jetzt auf den ersten Platz der Wörter des Jahres geschafft: Wellenbrecher. Damit werden offenbar alle Maßnahmen subsumiert, die irgendwie helfen sollen, der Corona-Welle, die einem Tsunami gleich, sich immer mehr auftürmt und wie eine brechende Welle über uns zusammenschlägt und alles begräbt, was nicht wenigstens zweimal geimpft und 'geboostert' (horribile dictu) ist, oder, damit auch ein durchaus

verständliches deutsches Synonym verwendet wird, mit einer Auffrischimpfung versehen ist, Einhalt zu gebieten.

Wer sich zumindest ein wenig mit der Hydrodynamik und den Wellenphänomenen beschäftigt, weiß, dass es mit dem Wellenbre-

Lassen wir also diese unangebrachte Metaphorik, die einfach lächerlich ist.

chen gar nicht so einfach ist. Die in jedem dritten Kreuzworträtsel erfragte Bühne hat im Feldversuch nur eine sehr moderate wellenbrechende Wirkung, Tetrapoden, jene auch als Panzerhindernis eingesetzten Betontetraeder, wirken schon effektiver, aber gegen eine ausgewachsene

Tsunamiwelle wirken alle diese Maßnahmen wie der Kampf mit Pfeil und Bogen gegen eine Panzerarmee.

Und weil trotz des insbesondere von Politikern verschiedenster Farbschattierung, jetzt aber vorwiegend rot leuchtend dieses geharnischte Vokabular benutzt wird, andererseits aber die Effektivität aller Brechversuche keinen wirklichen Erfolg zeitigt, mögen sich viele Zeitgenossen so lange den Impfaufrufen verschlossen haben. Der Autor, selbst ein entschiedener Impfverfechter, will nicht missverstanden werden: Alle Anstrengungen sind zu unternehmen, um Herr der Lage zu werden, aber mit der notwendigen Demut angesichts der Größe des Problems, ohne den demagogischen Anspruch, die Welle einfach mal zu brechen, wozu wir offensichtlich trotz überbordender Hybris nicht im Entferntesten in der Lage sind.

Und vor allem: Wir brechen keine Welle. Wir versuchen ganz einfach die mathematische Funktion zwischen Zeit und Inzidenz zu beeinflussen, indem wir den Kurvenanstieg reduzieren und den Hochpunkt der Kurve schneller erreichen. Der Ansatz ist ein völlig anderer: Wellenbrecher vermindern nicht die Energie der Welle, denn mit ihrem Aufschlag setzt sie ja Ihre ganze Energie frei, die nun in verschiedene Energieformen umgewandelt wird. Was wir mit allen Maßnahmen erreichen wollen ist aber gerade etwas anderes: Die Wellenhöhe vorher abmildern, ihr im wahrsten Sinne des Wortes den Wind aus den Segeln nehmen.

Wir haben keine Therapie gegen dieses Virus, nur die Impfung. Diese ist kein Betontetrapode! Lassen wir also diese unangebrachte Metaphorik, die einfach lächerlich ist.

Die Rubrik ZWISCHENRUF gibt VDS-Mitgliedern Raum für Meinungen und Kommentare zum aktuellen Vereins- und Sprachgeschehen, die sich nicht unmittelbar auf Artikel in den Sprachnachrichten beziehen und deshalb für die Sparte Leserbriefe ungeeignet, aber dennoch von Interesse sind. Über die Aufnahme entscheidet die SN-Redaktion. Sie behält sich auch vor, Texte zu kürzen. Ein Zwischenruf sollte nicht länger als 2.000 Zeichen sein.

Facebook, Instagram und Co. – die digitale Parallelwelt des VDS

Wenn es um aktuelle Informationen für unsere Mitglieder geht, nutzen viele die Internetseite des VDS – hier finden sich Termine, Pressemitteilungen und andere Neuigkeiten. In der schnelllebigen Welt des Internets reicht dies bei weitem nicht mehr aus. Der Auftritt des VDS ist daher in den letzten Jahren deutlich ausgebaut und den Wünschen und dem Nutzungsverhalten der Mitglieder und Interessierten angepasst worden.

Bei Facebook nutzt der VDS die stringente Kommunikation mit den Abonnenten der Seite. Zeitungsartikel, Videos, eigene Informationen – es ist ein bunter Strauß, der hier präsentiert wird. Die Abwechslung zieht die Interessenten auf die Seite, sie können kommentieren, aber sich in den Kommentarrängen auch mit Anderen austauschen. Instagram ist das soziale Netzwerk, in dem sich alles um Bilder und Videos dreht. Lustig, ernst, ungewöhnlich – das alles hat hier Platz.

Das jüngste Mitglied der Social-Media-Auftritte ist LinkedIn; ein Netzwerk eher für eine berufliche und geschäftliche Vernetzung. Die Ansprechhaltung ist distanzierter, die Themen sind eher auf Information denn auf schnellen Schabernack aus. Wie beim Infobrief siezen wir hier das Publikum.

Im Infobrief schließlich informieren wir einmal die Woche die Abonnenten über die wichtigsten Dinge, die zum Thema Sprache in den Medien gelaufen sind. Das können Diskussionen zum „Gendern“ sein, aber auch eher kleine Beiträge zu Dialekten oder Fremdsprachen. In der Rubrik „Sprachspiele“ schreiben der Sprachwissenschaftler Prof. Horst Haider Munske, der Moderator und Journalist Ludger Kusenbergh und der Kabarettist Christian Hirdes exklusiv für den Infobrief. Der Infobrief wird einmal pro Woche per E-Mail verschickt; die Anmeldung dafür geht einfach über unsere Internetseite im Bereich „Presse und Medien“ → Infobrief. SN



@VDS_weltweit



@vdsdortmund



@vereindeutschesprache

Kennen Sie schon ... unser Twitter-Konto?

Infos in 280 Zeichen – sich kurzfassen, ist nicht immer einfach. Dennoch lässt ein sogenannter Tweet, also eine kurze Mitteilung bei Twitter, maximal nur diese 280 Zeichen zu. Manchmal gilt es also, schwäbisch zu handeln und zu sparen; zum Beispiel, indem man nicht „die Arbeit“ schreibt, sondern nur „dArbeit“, oder nicht „z. B.“, sondern nur „zB“. Oft reichen solche minimalen Abkürzungen aus, um einen längeren Gedanken doch noch unterzubringen. Die fehlenden Buchstaben werden von den Lesern erfahrungsgemäß geistig einfach ergänzt und die Nachricht kommt trotzdem an. Twitter ist das soziale Netzwerk mit dem deutlichsten Anstieg der Nutzer.

Ende 2019 gab es knapp 1.000 Abonnenten des VDS-Profiles, heute sind es über 9.000. Der VDS postet nicht nur seine eigenen Texte, sondern greift auch häufig in Diskussionen ein und wird dadurch stärker wahrgenommen, und das führt wiederum dazu, dass uns mehr Menschen auf Twitter abonnieren und ihrerseits unsere Inhalte selbst teilen; die Verbreitung steigt also exponentiell. twitter.com/VDS_weltweit



SPRACHBILDER



© Markus Grolik

PERLEN DES LOKALJOURNALISMUS

Knapp daneben

Manchmal sind es Wurstfinger, manchmal tippt man zu schnell, und manchmal hat man für einen kurzen Moment einfach nur was anderes im Kopf – und ZACK! ... sorgt ein einziger falscher Buchstabe für eine komplett andere Bedeutung ...

Bildung ist eine Geschenk

Na, Hauptsache die Geschenkpaket ist hübsch verpackt ;-)

Mit geklautem Rat unterwegs

Altstadt. Ein 29-jähriger Mann ist am frühen Morgen nahe des Erfurter Hauptbahnhofes von der Polizei kontrolliert worden. Bei der folgenden Durchsuchung wurden neben einem Messer auch Drogen bei ihm gefunden. Selbst das Fahrrad des jungen Mannes wurde sichergestellt, da es zuvor als gestohlen gemeldet worden war.

Guter Rat ist halt wirklich teuer!

Französische Alpen

Aa

Lawine begräbt Menschen unter sich – alle haben überlegt

Hätten sie besser mal geschippt, statt zu überlegen ...

Aus: Ralf Heinemann/Jörg Homering-Elsner: Zentralfriedhof wie ausgestorben (Perlen des Lokaljournalismus, Bd. 2), Heyne-Verlag 2018.

NEULICH AUF TWITTER ...



IMPRESSUM

Die nächste Ausgabe erscheint im Juni 2022; Redaktionsschluss: 29. April 2022

Herausgeber: Verein Deutsche Sprache e. V. (VDS)
Postfach 10 4128, 44041 Dortmund
Telefon 0231 7948-520, Fax 0231 7948-520
<https://www.vds-ev.de/sprachnachrichten>
Leserbriefe an <leserpost@vds-ev.de>
Andere Nachrichten an <info@vds-ev.de>
IBAN: DE 72 4416 0014 2481 6266 00;
BIC: GENODEM1DOR
Druck: Lensing Druck GmbH & Co. KG, Dortmund
Auflage: 30.000 Exemplare

Redaktion dieser Ausgabe: Prof. Dr. Walter Krämer (V. i. S. d. P.), Dorota Wilke, Dr. Holger Klatt (CvD), Dr. Gerd Schrammen, Oliver Baer
Die Personenbezeichnungen gelten für jedes Geschlecht, sogar für die Männer. Namentlich gekennzeichnete Artikel können die Meinung der Redaktion wiedergeben. Oder auch nicht.
Gesamtprojektleitung: Walter Krämer
Gestaltung/Satz: Jens Luniak; <post@luniak.net>

ISSN 1868-8748

Die Sprachnachrichten gibt es auch an Kiosken und Bahnhofsbuchhandlungen.

Die Redaktion kann keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilddateien übernehmen. Bitte schicken Sie uns nur Berichte von überregionalem Interesse und bitte in digitaler Form. Wir behalten uns vor, Texte redaktionell zu bearbeiten, vor allem zu kürzen.